



**VERDASZAR.**  
Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: In Andacht. Gemälde von Julius Schrader. — Der Fannenbaum im Schwarzen Fleet. Eine Hamburger Geschichte von F. Meißner. — Post festum. Lustspiel in einem Akt von Xanthippus. — Madame Roland im Gefängnis von Ste. Pelagie. Gemälde von Evariste Carpentier. (Hierzu das Bild von E. Carpentier.) — Erinnerungen aus dem Bühnenleben. I. Ernestine Wegener. Von F. S. — Königin Victoria und ihre Erzieherin. (Aus Originalbriefen der Baroness Lehzen.) — Beschreibung des kolorierten Maskenbildes. — Das Einsiedlerspiel. — Zahlen-Quadraträtsel. — Afrostichon. — Korrespondenz.



In Andacht. Gemälde von Julius Schrader.  
(Aus der Berliner Jubiläums-Kunstaussstellung.)

## Der Tannenbaum im Schwarzen Fleet.

Eine Hamburger Geschichte von F. Meister.

Henry Lubau war noch vor wenigen Jahren der berühmteste und bekannteste Vertreter der „goldenen Jugend“ in der alten Freien- und Hansestadt Hamburg. Er gehörte zu jener Klasse reicher und unabhängiger junger Männer, die in keinem anderen Teile unseres Kontinents so eigenartig gedeihen, als gerade auf dem Boden dieser mächtigen und blühenden Seestadt. Man findet in ihr weder die blasierte Überfättigung der jungen „Löwen“ der in allen Thoreiten tonangebenden Seestadt, noch die nasenrumpfende Überhebung des grünen Nachwuchses der Geld- und Adelsaristokratie der Reichsmetropole an der Spree. Der reiche junge Hamburger hat einen sehr bemerkbaren internationalen Zug in seinem Wesen; seine Vorfahren sind handelsreisende Schiffserben gewesen, die einen großen Teil des Weltmarktes beherrschten und wohl auch Besitzungen in überseeischen Ländern erworben haben. Er hat seine Jünglingsjahre, nachdem er eine der hohen Schulen seiner Heimat absolvierte, teils auf weiten Reisen zu Lande und zu Wasser, teils in den Kontoren befreundeter Kaufherren in Brasilien, in Chile oder Bolivien, in China, Japan oder Ostindien zugebracht und ist dann, gebräunt von der Sonne heißerer Zonen und gereift an Charakter und Anschauungen, in die Vaterstadt zurückgekehrt, um entweder der „jüngere Chef“ des väterlichen Handelshauses zu werden, oder um sein Erbe anzutreten und „vorläufig“, nach arbeitsvoller Jugendzeit, ein wenig den müßigen, reichen Mann zu spielen.

Zu den letzteren gehörte Henry Lubau. Er stammte aus einer der ältesten Patrizierfamilien, die in den Zeiten der Blüte des Hansebundes der nordischen Meereskönigin manchen kriegerischen Admiral, manchen ehrenhaften Senator und sogar einige Bürgermeister geschenkt hatte. Es rollte edles Blut in seinen Adern, sonst hätte er auch das nicht vollbringen können, was in dieser Geschichte zu Nutz und Frommen der Mit- und Nachwelt erzählt werden soll. Von Generation zu Generation hatten Glück und Verdienst immer neue Ehren und Reichthümer über die vornehme Familie der Lubaus ausgegossen; Henry war der jüngste und einzige männliche Sproß derselben, und auf ihn kam das Wort angewendet werden, daß allein im wärmsten Sonnenschein die beste und würzigste Frucht gezeitigt wird. Allerdings auch das schönste Unkraut! Henry Lubau aber war eine auserwählte Frucht von einem auserwählten Stamme, das wußte nicht nur die gesamte Patrizierwelt des großen Hamburger Stadtgebiets, das wußte auch ganz besonders und speziell der Salanganenklub.

Wer hätte nicht vom Salanganenklub gehört? Zur Zeit dieser Geschichte zählten die besten der jungen, vornehmen Söhne Hammonias zu seinen Mitgliedern, und Henry Lubau war sein Mittelpunkt und Lebensnerv, Henry Lubau, dessen Anblick, wie die „Salanganen“ meinten, dem großen britischen Reiche gleich, weil es zu keiner Tages- oder Nachtzeit des Sonnenscheins entbehre. Sein ewig heiteres Gemüth, seine Liebe für die Geselligkeit, seine feinfühlende Sympathie für jeden Menschen, der mit ihm in Berührung kam, sein schnelles Verständnis für die guten Seiten anderer hatten ihn zum unbefruchteten König der gesamten Hamburger vornehmen Gesellschaft gemacht. Und das will in den Kreisen der feudalen Handelsfürsten etwas bedeuten. Henry war damals, zur Zeit der höchsten Blüte des Salanganenklubs, etwa 30 Jahre alt. Junge Lebemänner gründeten einen solchen Klub nicht, um daselbst einander moralische Vorlesungen zu halten oder der Mäßigkeit einen Altar zu errichten. Sie kommen zusammen um des geselligen Vergnügens willen, um mit einander zu essen und zu trinken, zu rauchen und zu plaudern. Henry trank nie zuviel, er verlor unter keinen Umständen seine Selbstbeherrschung; allein es gab unter den Mitgliedern dieses fashionablen Klubs gar manchen jungen Mann, dem der Verkehr in den eleganten Räumen ebenso verderblich wurde, wie der Wotte das Licht.

Einer dieser armen Teufel, die sich fortwährend ihre Flügel verbrannten, war der blondlockige und blauäugige Redakteur des „Misterboot“, eines hochmodernen Sportblattes. Er hieß Hans von Appen, und alle seine Freunde glaubten fest an seine Fähigkeiten und zweifelten nicht an seiner großen Zukunft. Sein nom de plume war „Baron Vertram“, und so wurde er auch mit Vorliebe im Klub genannt. Er hing mit leidenschaftlicher Liebe an Henry Lubau und betraufte sich an jedem Klubabend bis zur Bewußtlosigkeit. Er verschwendete alles, was er hatte, und alles, was er einnahm; sein Äußeres wurde schäbig; er entnahm von Henry, der allezeit eine offene Hand hatte, Darlehen auf Darlehen, bis er endlich ehrenhalber nichts mehr borgen durfte. Um das Maß seines Glends voll zu machen, hatte er erst kürzlich geheiratet; er fühlte seine Schmach so tief, daß er nun noch mehr trank, um dieselbe wenigstens momentan zu vergessen, und so wurde sein Ruin vervollständigt. Er verschwand aus dem Salanganenklub sowohl, wie auch aus der Redaktion des „Misterboot“ und aus der guten Gesellschaft im allgemeinen, und fristete zuletzt sein Leben und das seiner Frau und seines Kindes, soweit er für die letzten Brod und für sich Branntwein brauchte, durch untergeordnete Beiträge, zumeist Mord- und Schauererzählungen, für gewisse sensationsbedürftige Hamburger Blätter, die ihre Leser zumeist im Hafenviertel und in der Vorstadt Sankt Pauli suchten. Aber auch zu den angegebenen Bedürfnissen hätte der Ertrag seiner Leistungen nicht gelangt, wenn dieselben nach ihrem wahren Werte bezahlt worden wären. Henry Lubau hielt ihm noch immer seine Hand über dem Gesunkenen. Er hatte seinen Freund Paul Dryander abgefunden — er pflegte seit langer Zeit alle seine Missionen verborgener Nächstenliebe durch Paul Dryander ausführen zu lassen — um auszukundschaften, wo der Baron Vertram seine Artikel verkaufte, und so wurde das Honorar für jeden derselben auf Henry Lubaus Rechnung verdoppelt.

Paul Dryander war ein entfernter Verwandter von Henry Lubau, ein stiller, zurückgezogen lebender Mensch von 33 Jahren, der in Kiel Theologie studiert hatte. Der Unterschied zwischen ihm und Henry konnte gar nicht größer sein. Henry war absolut au fait in allem, was die gute Gesellschaft anlangte; er wußte instinktiv, wie ein Ding angefaßt werden mußte, und sein Beispiel hatte in den feinen Kreisen Gelegetkraft. Er war

ein Mann von Welt, wie er nicht vollkommener gedacht werden konnte; Dryander dagegen fürchtete sich fast vor seinem eigenen Schatten, und in dem Verkehr mit der Gesellschaft sah er nichts als eine fortlaufende Kette der peinlichsten Verlegenheiten für seine Persönlichkeit. Ab und zu hatte er Henry in den Salanganenklub begleitet, aber nur mit äußerster Selbstüberwindung. Das Klubleben gefiel ihm nicht; wenn dasselbe auch für manchen gefahrlos war und blieb, so gingen dennoch wiederum andere in Folge desselben rettungslos zu Grunde. Das gewahrte er sehr bald. Er erklärte deswegen seinem Freunde in dieser Beziehung offen seine Mißbilligung und Opposition. Trotz seines ruhigen, beinahe scheuen Wesens war er innerlich ein Mann von unerlöschlicher Charakterstärke. Kurz vor dem zweiten Examen stehend, hatte er mitten unter ihnen bliebe, als in der klerikalen Zwangsjacke, wie er es nannte, und von der hohen Kanzel aus. Er besaß ein kleines Vermögen, welches ihm eine bescheidene Rente gewährte, und so mietete er sich eine Junggefallenwohnung im Schwarzen Fleet, einer der längsten, finsternsten, unheimlichsten und übelberufensten Gassen des alten Hamburg. Hier widmete er sich und seinen weltlichen Besitz gänzlich den körperlichen und geistigen Bedürfnissen seiner Nachbarn; er kletterte himmelhohe, finstere und wacklige Treppen empor und stieg in dumpfe, moderdustende Keller hinab; jezt redete er sanft und ernst mit der dicken Wirtin einer Schnapschänke, dann wieder sprach er rührende und erhebende Worte an der ins Haus geschafften Leiche eines trunkenen Mutes im Hofen verunglückten Schauermannes. Seine Kollegen in der Gottesgelehrtheit beneideten ihn nicht um dieses Leben, er aber meinte, daß das Ausgraben einer neuen Version zu irgend einem alten Textworte nicht zum hundertsten Teil so interessant und befriedigend wäre, als das Ausgraben einer Menschenseele aus dem Schlamm und Schmutz des Schwarzen Fleets.

Und es fehlte ihm niemals an Mitteln bei der Ausübung dieses selbstgewählten Berufes. Henry Lubaus großes, in den besten Unternehmungen angelegtes Vermögen warf überreiche Interessen ab, und der junge Mann verstand zu geben.

Es war vor vier Jahren, am Abend des ersten Dezember. Henry Lubau saß, gehüllt in einen kostbaren türkischen Schlafrock, in seinem bequemen, aus Jacarandaholz kunstvoll geschnitzten Lehnstuhl vor dem großen, runden Tisch seines Bibliothekszimmers und wartete auf Paul Dryander, der gewöhnlich an diesem Monatsstage zu kommen pflegte, um sich die von Henry zu wohlthätigen Zwecken bestimmte, immer auf vier Wochen berechnete Summe zu holen. Der letztere richtete es stets so ein, daß er an diesem Abend keine gesellschaftlichen Verpflichtungen hatte. Die beiden alten Freunde, deren Lebenswege so weit aus einander gingen, freuten sich immer herzlich auf dieses Beisammensein, und Paul hatte oft erklärt, daß er diesen einen Abend im Monat sehr notwendig gebrauche, um etwas von Henrys Sonnenschein hinaustragen zu können in die Finsternis des Schwarzen Fleets. Henry dagegen behauptete, daß Paul stets mehr Sonnenschein mit sich brächte, als er davontragen könne. Und letzteres mochte auch wohl das Richtige sein. Denn der junge Millionär hatte in den letzten Jahren doch manche seiner Vollkommenheiten eingebüßt, wie es allen solchen Leuten zu gehen pflegt, deren Leben des bestimmten Zweckes entbehrt, und auf seinen edlen Zügen zeigten sich zuweilen Schatten, die man früher daselbst niemals wahrgenommen. Seine Rede aber und sein Wesen waren noch so bezaubernd wie je zuvor.

Es war eine merkwürdige Thatsache, daß Dryander niemals versucht hatte, seinen Freund zu bewegen, das müßige, in vielen Beziehungen doch so absolut egoistische Leben aufzugeben und in Bahnen einzulassen, die für ihn selber und für seine Mitmenschen erprießlicher sein mußten. Aber es dauerte immer eine Weile, ehe er seinem Manne persönlich auf den Leib rückte. Gerade hierin lag das Geheimnis seiner Erfolge unter den Armen und Verkommenen; er konnte zwanzigmal mit einem Sklaven dieses oder jenes Lasters zusammenkommen, ohne den betreffenden wunden Punkt zu berühren. Dann aber, wenn man's am wenigsten erwartete, erfolgte der Angriff und die fast immer widerstandslos Überumpelung. Und wenn er solch einen Menschen erst einmal gefaßt hatte, dann gab er seinen Halt unter keinen Umständen wieder auf.

An diesem ersten Dezemberabend traf er wiederum pünktlich bei seinem Freunde ein und saß nun in dem komfortablen Gemache desselben und lauschte den Erzählungen Lubaus aus Lebenskreisen, die denen, in welchen er zu verkehren und zu wirken hatte, so durchaus antipodisch waren; denn unsere Antipoden wohnen nicht nur auf der entgegengesetzten Halbkugel der Erde, sondern meist schon ganz in der Nähe, vielleicht eben um die nächste Straßenecke. Er lauschte aufmerksam und lächelnd über die mit unmaßhalmlicher Schärfe und mit treffendstem Witz gezeichneten Skizzen, die Henry ihm vorführte, bis die silberne Glocke der Stuhluhr auf dem Schreibtisch die Mitternachtsstunde verkündete, und dann schickte er sich an, den Freund wieder zu verlassen und sich zurückzugeben in sein inmitten der lärmenden Matrosen- und Arbeiterschänken des Schwarzen Fleet gelegenes, ärmliches Heim. Henry nahm sein Checkbuch aus der Schublade, beschrieb eine Seite darin, riß den Bankzettel ab und händigte denselben Paul Dryander ein.

„Ich muß diesmal mehr haben, Henry“, sagte Paul in seiner ruhigen, ernsten Weise, indem seine grauen Augen fest in die blauen des Freundes blinzelten.

„Aha, du hast also diesmal mehr brot- und feuerungbedürftige Witwen aufgestöbert als sonst“, lachte Henry. „Wieviel soll's denn sein, alter Junge? Das Doppelte? Verlangte was du willst. Einem so guten Engel, wie du bist, würde ich sogar die Hälfte meines Vermögens nicht abschlagen. Denn alles, was ich sonst ausgeben und verschwende, gewährt mir nicht den zehnten Teil der Freude und der Befriedigung, die mir aus den Summen erwachsen, die ich dir übergebe. Setze ich zum Beispiel in der Oper und höre auf das Getöse der Signora Scraechioli, dann kommt mir wohl im Stillen der Gedanke: um diese Zeit geht Paul aus einer Höhle des Glends

in die andere und steht mit meinem Gelde dem oder jenem armen Teufel in seinen Nöten bei. Und auf diese leichte und angenehme Weise verschaffe ich mir ein gutes Gewissen. Da, Paul, ist ein anderer Zettel über das Doppelte, gib mir den ersten wieder.“

„Ich brauche aber noch mehr, Henry.“

Und der Blick Dryanders wurde so seltsam bohrend, daß der andere sein heiteres Gleichgewicht dadurch beinahe ein wenig erschüttert fühlte, eine Empfindung, die ihm ganz neu und fremdartig vorkam.

„Von Herzen gern, Paul. Wieviel denn? Heraus mit der Sprache, bester Junge! Ich sagte dir ja, daß dir die Hälfte meines Erbesbesitzes zur Verfügung steht.“

Und Henry Lubau griff wieder zur Feder und begann einen neuen Bankzettel zu datieren.

„Fast fürchte ich mich, dir meine Bitte vorzutragen, Henry“, entgegnete Paul Dryander. „Ich brauche mehr als die Hälfte deiner Besitztümer, mehr als alles, was du dein nennst.“

„Du machst mich in der That neugierig; so habe ich dich noch nie gesehen, Paul“, sagte Henry. Dann nahm er ein Stück Papier, drehte dasselbe zu einem Fidißus, hielt es über den Cylinder der Gaslampe und setzte damit sorgfältig und mit eleganter Handbewegung seine Cigarre in Brand, indem er dadurch die Unruhe zu verbergen suchte, die der schwermütig forschende Blick des Freundes in ihm erweckt hatte.

Dahleich Dryander, wie bereits erwähnt, in allen Dingen, die das gesellschaftliche Leben anbetrafen, in hohem Grade furchtsam und nervös war, so zeigte er sich dennoch als ein Mann von großer moralischer Gewalt, wenn es sich um geistige Energie handelte. So saß er auch jezt und schaute Henry unverwandt an, bis derselbe seine Cigarre angezündet, den Fidißus in den bronzenen Aschbecher geworfen, dann den Brand des duftenden Krautes eine Weile beobachtet und endlich, zögernd, seinen Blick wieder zu den ernsten grauen Augen erhoben hatte, die keinen Moment ihren schwermütig forschenden Ausdruck verloren.

„Ich brauche dich selber, Henry.“

Jezt brach Henry in ein lautes, fröhliches Gelächter aus.

„Mich, Paul? Meiner Tren, ich würde einen schönen Missionär abgeben! Hahaha! Paul, Paul, ich hätte doch geglaubt, daß du mich richtiger erkannt haben würdest! Wenn ich überhaupt Talent besitze, so ist's nur für eins — für die Gesellschaft. Ich bin bis ins innerste Mark ein Mann von Welt, weiter nichts. Allerdings wenig genug. Aber auf deiner erhabenen Spur vermag ich nicht zu folgen — ich gäbe alles darum, wenn ich so gut sein könnte, als du bist — allein, ich bin nun einmal nicht danach gebaut. Ich bin ein sogenannter Mann von Welt, und, wirklich, weiter nichts.“

„Und gerade als solchen brauch' ich dich“, sagte Paul noch immer mit demselben zärtlichen, schwermütig forschenden Blick in des Freundes Auge schauend. „Wenn ich einen Missionär haben wollte, dann wäre ich schwerlich zu dir gekommen. Aber ich brauche einen Mann von Welt für das Schwarze Fleet. Du bist ein solcher, ein Mann für alle Welt. Ich habe gesehen, wie die Kellner in den Restaurants wie angewurzelt standen und atemlos deinen Gesprächen lauschten. Ich habe gesehen, wie ein Kohlenträger, den du bezahltest, über deine Art und Weise in Enthusiasmus und Entzücken geriet und dir dann wie einem höheren Wesen nachstarrte. Henry, du bist der großartigste, der bewunderungswürdigste Mann von Welt, den es geben kann. Hast du als ein solcher das Recht, ein fast nutzloses Leben zu führen? Ich fordere dich vor dir selber für den Dienst Gottes und für den Dienst an meinen Glenden im Schwarzen Fleet, und ich sage dir, daß ich dich eines Tages haben werde!“

Die sichere Festigkeit, mit der er diese Worte sprach, und die unerlöschliche Überzeugung, die dabei in seinen ruhigen, grauen Augen lag, woben gleichsam einen Bann um Henry Lubau, so daß es demselben schwer wurde, seine Unbefangtheit aufrecht zu erhalten.

„Ich will dir was sagen, Paul“, begann er nach einer Pause. „Ich fühle keine Verurung zu dem Dinge. Ich bin ein Epikuräer. Höre mir zu. Vor kurzem las ich einige Verse, deren Inhalt mir im Gedächtnis geblieben ist. Es handelte sich um jemand, der den vollen Strom seines Lebens nicht eindämmen und in einen stagnierenden Pfußl verwandeln, auch dessen Kraft nicht prosaisch und systematisch zu eintönigem Tagewerk zwingen mochte. Frei wie ein Bergwasser wollte er glitzernd dahinstäuben, durch frische Matten fließen, von denen duftige Blumen ihm winkten, und wenn er endlich, am Abgrund angelangt, jäh in die Tiefe stürzen müßte, dann würde hoch über seinem Fall ein Regenbogen schimmernd emporsteigen. Ähnlich, glaube ich, habe ich zuweilen selber gedacht.“

„Henry“, entgegnete Paul Dryander, „ich will dir hier keinen Sermon halten, denn du selber weißt sehr wohl, daß ein solches egoistisches Dahintreiben auf dem Strome der Launen und Impulse, wie es dein mir unbekannter Dichter zu verherrlichen bemüht ist, keinen andern Namen verdient, als den schändlichen Faulheit, und du weißt ferner, daß solche schändliche Faulheit stets und immer notwendig zu etwas noch Schlimmerem führen muß. Die Verse, die du soeben erwähntest, lassen unwillkürlich das Bestreben durchblicken, die maßnende und strafende Stimme des Gewissens zu beschwichtigen; ihr Verfasser muß ein Mensch gewesen sein, der seine Kräfte und Fähigkeiten in unverantwortlicher Weise verschwendet hat. — Nimm den Bankzettel zurück“, sagte er, indem er aufstand und nach Hut und Mantel griff, „der erste genügt mir. Du aber vergiß nicht, daß Gott und das Schwarze Fleet nach dir rufen und daß sie dich auch eines Tages haben werden. Vergiß das nicht, du mein edler, warmherziger, herrlicher Freund! Und nun leb wohl. Gott schütze dich.“

Damit schüttelte er des andern Hand und ging hinaus in die Nacht.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Post festum.

Lustspiel in einem Akt von Xanthippus.

Personen:

- Doktor Gustav Link, Privatdocent.
Dessen Mutter.
Eugenie } Tochter des Medizinalrats
Else } Schilling.
Baron von Hühnerkamm.
August, Links Diener.
Diener bei Schillings.

Die Bühne stellt ein geräumiges Gelehrtenzimmer dar, nicht ohne künstlerischen Schmuck. Rechts zwischen zwei großen Bücherregalen eine Tapetenthür.

Erste Scene.

Link (steht am Schreibtisch, eine Zeitung lesend). Was ist denn das? (liest.) „Der zu gestern, Sonnabend Abend, angekündigt gewesene Vortrag des Herrn Doktor Link, zu dem sich ein sehr zahlreiches Auditorium eingefunden hatte, fand nicht statt, da der Vortragende nicht erschien. Nachdem man eine volle Stunde vergeblich gewartet hatte, erfreute statt seiner Fräulein Flora Wittich die Versammlung durch den gebiengenen Vortrag verschiedener Gesangsstücke.“ — Das ist ja eine schöne Geschichte! Mein Gott, war denn gestern Sonnabend?

August (tritt mit Briefen und Zeitungen ein).
Link. Sage mal, August, was haben wir denn heute für einen Tag?
August. Montag, Herr Doktor.
Link. Aber gestern war doch Freitag.
August. Hier nicht, Herr Doktor. Am Freitag waren ja der Herr Doktor in Freienwalde.

Link. Ganz richtig, und dann?
August. Und dann kamen Herr Doktor doch erst Sonnabend Nacht, schon mehr Sonntag früh, nach Hause.

Link. Ja ja, es wird schon so sein. Dann schließ ich bis gegen Mittag, und kam gestern nicht mehr aus. Man wird wirklich ganz konfus. Das weißt du aber bestimmt, August, daß heute Montag ist?

August. Ganz bestimmt. Steht es denn nicht auf Ihrem Montagsblatt?

Link. Das hättest du mir aber auch gestern sagen können.
August. Ach, Herr Doktor, Ihnen nehmen die Leute so was gar nicht übel. Sie meinen gewiß wegen dem Vortrag vorgestern Abend. Das war gar nicht schlimm. Der Ferdinand, Sie wissen ja, der bei Medizinalrats, war also da und der hat mir erzählt, daß der Herr Vorsitzende hätte gesagt, er hätte die Möglichkeit, daß der Herr Doktor es vergessen thäten, schon in Rechnung gestellt, und richtig, dann zog er eine ganz hübsche Person aus der Verrentung und die hätte dann alles kurz und klein gelungen und es wäre sehr hübsch so weit gewesen.

Link (für sich). Ich hätte aber gestern an Eugeniens Geburtstag denken müssen. (Laut.) August, sieh zu, ob man noch schnell ein recht hübsches Bouquet haben kann.

August. So bis zehn Mark?
Link. Mach nur! (August ab. Erbricht einen Brief.) Was schreibt denn der Herr Dekan? (liest.) ... Wie ich denn völlig überzeugt bin, daß Ihrer sehr gebiengenen und fleißigen Arbeit der Preis hätte zufallen müssen, wenn dieselbe nicht zu meinem lebhaften Bedauern zu spät eingegangen wäre. Die Preisrichter hatten bereits entschieden ...

Hm! Da komme ich wieder post festum. Nun, der Schade ist noch nicht allzugroß. Die Arbeit bleibt ja unverloren, nur muß ich sie jetzt auf eigene Kosten drucken lassen.

(Er öffnet einen zweiten Brief.) Sieh! Klärchen sendet mir die „freudlichst überlassenen“ Logenbillets mit „vorzüglichem Danke“ zurück. Dieselben hätten vorigen Sonntag Giltigkeit gehabt, nicht mehr gestern. Mama hätte gesagt, wir hätten doch wenigstens eine angenehme Toilettenstunde und höchst interessante Droschkenfahrt gehabt. — Ich zum Wetter, da seht euch doch künftig solche Billets vorher an!

August (kommt mit einem großen Bouquet, das er in eine Vase stellt).

Link. August, hast du denn drüben bei Geheimrats die Grüße von meinem Freunde, dem Professor Milchhöfer, ausgerichtet?

August. Zu Befehl, Herr Doktor.

Link. Auch besonders die besten Empfehlungen an die alte Frau Generalin Excellenz, die Frau Schwiegermutter?

August. Dieses weniger, Herr Doktor.

Link. Wie so?

August. Ja, sehen Sie, Herr Doktor, das hat so seinen Haken. Der Herr Geheimrat lehnten es nämlich mit einer Bemerkung ab, die wir übel nehmen können. Was heißt denn das, Herr Doktor, post festum?

Link. Nach dem Feste, wenn die Kirchweih vorbei ist.

August. Das sage ich ja. Na, also gut. Der Herr Geheimrat also beliebten denn zu sagen, die alte Excellenzin, was seine Frau Schwiegermutter ist, wären bereits zu ihres Herren Freude eingegangen und die Grüße des Herrn Professors kämen somit post festum. Das ist doch eine Entschuldigtheit, Herr Doktor.

Link (herzlos). Das geht uns ja nichts an, August.

August. Was soll denn mit dem Bouquet werden, Herr Doktor?

Link. Ja, ja. Das trägt du gleich mit meiner Karte zu Medizinalrats. Eine schöne Empfehlung von Herrn Doktor Link und er würde sich die Ehre geben — bestelle auch richtig, sich die Ehre geben, nicht ihnen, wie du gewöhnlich sagst, im Laufe des Tages noch persönlich vorzusprechen, dem Fräulein Eugenie seine Glückwünsche darzubringen. Es ist doch Sonntag heute?

August. Montag, Herr Doktor. (Für sich.) Ich glaube, er kommt auch da post festum.

Link. Was jagst du?

August. Ich mein' man.

Link. Trag nur doch das Bouquet hin und bestelle, was ich dir gesagt habe. Man wird sich doch um einen Tag irren dürfen. Besser zu spät als gar nicht.

August. Bei solchen Damen, Herr Doktor?

Link. Meinst du nicht?

August. Wenn ich meinen dürfte, dann dürfte ich so frei sein, zu meinen: lieber gar nicht, lieber Herr Doktor. Solche feine Damen sind mit dem post festum manchmal sehr komisch.

Link. Das hättest du mir doch auch gleich sagen können. Nun laß nur. (August ab.)

Zweite Scene.

Die Mutter tritt durch die Tapetenthür ein.

Link. Ah! Die chère maman! Guten Tag, Mama!
Mutter. Da der Berg nicht zu Mohammed kommt, so muß wohl Mohammed zum Berge kommen. (Da Link ihr die Hand küßt.) Guten Tag, lieber Gustav! Du lebst also doch noch. Nun, das freut mich. Drei Tage hat man dich gar nicht zu sehen bekommen. — Ich weiß schon, ja, ja, du warst verreist und in höheren Regionen.
Link. In Freienwalde, liebe Mama. Doch gestern war ich den ganzen Tag zu Haus.

Mutter. Aber unsichtbar für unereinen.
Link. Verzeih mir, beste Mama; ich hatte mich so in meine Arbeit vertieft, daß ich, wie ich zu meinem Schrecken erst heute wahrnehme, sogar Eugeniens Geburtstag darüber vergessen habe. Da steht nun das Bouquet. August rät mir entschieden ab, es heute noch hinzujenden.

Mutter. Es ist auch sehr ungezogen, lieber Gustav, nimm mir das nicht übel. Überhaupt, das ganze Benehmen zu dem guten Mädchen.

Link. Aber teure Mama!
Mutter. Schon gut. Es wäre jedenfalls netter und honetter gewesen, lieber Sohn, wenn du dich nicht erst mit dem guten Kinde ins Gerede gebracht hättest.

Link. Mama, ich verstehe dich gar nicht. Ich hätte Eugenie ins Gerede gebracht? Mein Gott, darf man denn zu einem jungen Mädchen gar kein freundliches Wort mehr sprechen?

Mutter. Ich sage nur, was ich weiß. Genug, alle Welt redet davon, jeder erwartet, daß du dich Eugenie erklärst.

Link. Liebe Mama, es giebt ein hübsches Sprichwort: man muß die Leute reden lassen, die Gänse können es nicht.

Mutter. Damen sind leider abhängig vom Gerede der Leute. Und Gustav, gib der Wahrheit die Ehre, sag dir nicht dein eigenes Gewissen, daß du Ihr Hoffnungen erregt hast?

Link. Nein, Mama! Wahrhaftig nicht. Auch halte ich Eugenie nicht für so thöricht.

Mutter. Das versteht ihr Männer nicht. Aber weshalb willst du denn eine gewisse Widmung „E. S.“ auf dein altindisches Sagenbuch anbringen lassen?

Link (betroffen). Du hast Recht, Mama. Man könnte an Eugenie denken, aber es giebt so viele andere, auf die es paßt. Ich versichere dich, an Eugenie hatte ich dabei nicht gedacht; der Inhalt hat gar keinen Bezug auf sie.

Mutter. Darnach fragt kein Mädchen.
Link. Nun, ich habe selbst schon daran gedacht, den vollen Namen derjenigen hinzuzusetzen, der ich es wirklich zugebracht habe.

Mutter. Darf man denn erfahren, wer dieses andere E. S. ist?
Link. Warum nicht? Mich wundert nur, daß du es nicht erräthst.

Mutter. Else etwa? Verdrehe dem Kinde doch auch noch den Kopf!
Link. Freilich, ich wollte mir den Scherz machen. Es wird noch gehen, hoffe ich, das Buch wird noch nicht ausgegeben sein. Wäre es aber auch, mir kanns recht sein, wenn's Eugenie auf sich bezieht oder eine beliebige Leonore Schulze. So was verpflichtet doch zu nichts.

Mutter. Natürlich, was verpflichtete auch!
Link. Es wäre ja doch aber nahezu gewissenlos, als Privatdocent zu heiraten. Hast du eine Vorstellung davon, was in dem gebildetsten Volke der Erde die freie Wissenschaft und die anständige Litteratur einbringt? Wahrhaftig, hätten wir nicht vom seligen Vater das bißchen ungerechten Mamon oder aufgespeicherten Arbeiterscheiß, ich hinterlegte vielleicht auf der Polizei 75 Mark Kaution und ginge unter die freien Dienstmänner.

Mutter. Du übertreibst. Übrigens, da ja das Heiraten in den bessern Klassen fast schon ganz abkommt, so wachsen die Chancen für denjenigen, der sich doch —

Link. — noch in die Gefahr begiebt? Nun ja, man muß ja auf Schadenersatz sehen, aber immer darf man auf die Einkünfte der Frau nicht angewiesen sein.

Mutter. Darüber denken andre ganz anders. Die Hauptsache bleibt freilich, daß man sich lieb hat. — Hingehen mußst du jedenfalls zu Medizinalrats und dich entschuldigen. — Mit der Widmung, das überlegst du dir wohl noch (ab).

Link (allein). Hm! ja, überlegen! Das ist bald gesagt, bestes Mamachen! daß mir auch gar nicht einfiel, daß außer Else auch andere Vornamen mit E anfangen! (Nimmt ein Buch und schreibt etwas auf das Vorstoßblatt.) So, es ist ein Wechsel, den ich erst aus der Hand gebe, wenn ich sicher bin, daß er diskontiert wird.

Mutter (kommt noch einmal in großer Erregung zurück, ein Blatt in der Hand). Da hast du die Bekehrung! (Wirft das Blatt auf Links Arbeitstisch.) Aber das kommt von dem gräßlichen Träumen und Zaudern. Du wirst das ganze Leben verjäumen; jedesmal kommst du post festum.

Link. Was giebst denn, gute Mama? (nimmt das Blatt und liest langsam.)

„Die Verlobung ihrer älteren Tochter Eugenie mit dem königlichen Baumeister Herrn Theodor Uhlisch beehren sich ergebenst anzuzeigen

Dr. Schilling, Medizinalrat, und Frau Eugenie geb. von Görz.“

Na, das ist ja sehr nett.
Mutter. Sehr, sehr nett!

Link. Es ist doch jedenfalls gut, Mama, daß ich nicht glaubte, auf Eugenie Eindruck gemacht zu haben. Denke mal, da wäre ich bei einem Haare post festum gekommen.

Mutter (für sich). Der Mensch hat gar kein Gefühl für die Blamage. (Laut.) Eine schöne Figur, die wir da machen! Ich verdank' es Medizinalrats wahrhaftig nicht. (Ab.)

Link (klingelt, August tritt ein). August, das Bouquet muß doch noch zu Fräulein Eugenie.

August. Herr Doktor, der Geburtstag des gnädigen Fräuleins waren doch gestern.

Link. Es handelt sich nicht mehr um den Geburtstag, das gnädige Fräulein schickt soeben die Verlobungsanzeige.

August (erstaunt). Ohne Ihnen, Herr Doktor? (Für sich.) Ich sage es ja, wir kommen post festum. Mein armer Herr Doktor! Und dabei so vergnügt wie ein Kind! (Ab.)

Verwandlung.

Eleganter Salon bei Medizinalrats. Eugenie und Else.

Eugenie. Sieh mal, Elsechen, was mir Theodor eben zuhießt. (Reicht ihr ein Buch.)

Else. Ach! von Gustav Link? „Mahaparabanaditya, altindische Dichtungen in neuer Bearbeitung.“ Ist nett?

Eugenie. Scheint ja. Hätte übrigens gestern eine Karte schicken können, der Herr Doktor, wenn er sich schon nicht persönlich herbemühen wollte.

Else (blättert). „Fräulein E. S. gewidmet.“ Gratuliere! Es ist klar, Eugenie, der gute Doktor hat dich zum Geburtstag mit dem Buche überraschen wollen, inzwischen hat er sich wohl überzeugt, daß dein Herz einem andern gehörte, und so erkläre ich mir auch, daß er gar nicht kam.

Eugenie. Mein Theodor muß auch so was glauben; er scheint gar ein wenig zu schmollen.

Else. Das „E. S.“ allein berechtigt ihn nicht dazu. Das könnte ja im Notfall ich auf mich nehmen. Es wäre vielleicht ganz gut, ich extrahierte vom Doktor eine dahin gehende Erklärung. Soll ich?

Eugenie. Aber Elsechen!

Else (verwirrt). Doch nicht aus Anmaßung. Deinetwegen — wegen Theodors — vielleicht wäre dem Verfasser selbst damit gedient.

Eugenie. Hoffentlich. Ich bin sogar überzeugt, daß du gemeint bist.

Else. Das kannst du nicht sein, Liebchen. Wie käme denn ich dazu?

Eugenie. Kann man dich nicht gern haben? (Küßt sie.)

Else. So ein Mann!

Eugenie. Streiten wir nicht, Herz! Ich will gern schon die Widmung annehmen. Was kann es Theodor verschlagen und was bewiege es überhaupt?

Else. Pui! Eugenie. Der arme Gustav hatte dich wirklich so gern.

Eugenie. Mag er doch. Hab' ich ihn nicht auch sehr gern? Else (zögernd). Nun ja — — mir thut er furchtbar leid.

Eugenie. Bist ein Narrchen! Magst du Theodor nicht?

Else. O ja. Er ist ja so charmant.

Eugenie (parodierend). Er ist so charmant. (Umfaßt Else.) Er ist so charmant (küßt sie), so, so, so charmant (reißt sie ausgelassen tanzend mit sich herum).

Else (bleibt atemlos stehen und bricht in Thränen aus).

Eugenie. Was ist dir Elsechen? Schäkchen, hab ich dir weh gethan? Sei gut, sei wieder lieb! Elsechen, Kind, nein, so mußt du nicht sein. Ich bin doch nun einmal so glücklich. Da ist man herzlos —

Else (sich bekämpfend). Ich freue mich ja innig eures Glückes (geht weinend ab).

Diener. Herr Baron von Hühnerkamm wünscht aufwarten zu dürfen.

Else (schnell). Mama hat Migräne.

Diener. Habe ich schon gesagt, gnädiges Fräulein. Er fragt dringend, ob er nicht Fräulein Eugenie einen Moment sprechen dürfe.

Eugenie. Mich?

Diener (geht, indem tritt Hühnerkamm herein).

Zweite Scene.

Eugenie. Hühnerkamm.

Hühnerkamm. Mein allergnädigstes Fräulein! Ich bin wahrhaft zerknirscht, zerbrochen, zerrümmert, zerschmettert oder wie Sie nu wollen, zu erfahren, daß bereits gestern Ihr verehrter Geburtstag gewesen, den ich in meiner Zerstretheit, Besinnungslosigkeit, unter dem Einfluß der Philosophie der Bewußtlosigkeit übersehen habe. Ist rein unbegreiflich, wie nur möglich. Gestatten gnädigstes Fräulein, noch nachträglich die empfindendsten Glückwünsche oder wie Sie nu wollen darzubringen. Wie schade, daß die gnädige Frau Medizinalrat nicht zu sprechen. Würde mir Erlaubnis erbeten haben, Ihnen, hochverehrtes, angebetetes Fräulein, oder wie Sie nu wollen, kleines Cadeau-Geschenk als Andenken oder wie Sie nu wollen gehorjamst zu Füßen zu legen. (Macht sich in der Fracktasche zu schaffen.)

Eugenie. Herzlichen Dank für Ihre Glückwünsche!

Hühnerkamm. Ja, sagen Sie mal, mein allergnädigstes Fräulein, wie alt sind Sie denn eigentlich gestern geworden? Habe Wette mit Kameraden gemacht, daß höchstens zweiundzwanzig oder wie Sie nu wollen.

Eugenie. Darauf kommt es nicht an.

Hühnerkamm. Erlauben Sie will sein Geschenk auszuwickeln.

Eugenie. Bemühen Sie sich nicht, Herr von Hühnerkamm. Ich kann Ihnen auch ohne meine Mutter erklären, daß ich durchaus nicht mehr in der Lage bin, Geschenke von anderer Seite anzunehmen.

Hühnerkamm. Verstehen Sie vollkommen, mein allergnädigstes Fräulein. Von mir können Sie's dreist annehmen. Ich habe durchaus reelle Absichten oder wie Sie nu wollen. O wenn Sie wüßten, was mich zu Ihnen führt!

Eugenie (für sich). Ich muß deutlicher werden. (Laut.) Herr von Hühnerkamm, ich hatte gestern ein ungewöhnlich schönes Geburtstagsfest.

Hühnerkamm. Kann mir denken, kann mir denken. Schade, daß nicht dabei war. Hätte noch viel schöner sein können, nicht wahr?

Eugenie. Schwierig. Sie haben wohl noch keine Anzeige erhalten. Ich habe mich gestern verlobt.

Hühnerkamm (prallt zurück, wickelt sein Etui wieder ein und schiebt es in die Fracktasche zurück). Sie, gnädiges Fräulein? Ach nein! Was Sie sagen! Ei verflucht! Ja, na, mit wem denn, wenn ich fragen darf? Natürlich der Herr Doktor — Dings da, wie heißt er denn gleich?

Eugenie. Mein Verlobter heißt Uhlisch, königlicher Baumeister.

Hühnerkamm. Sehn Sie mal! Architektener also. Reserveleutnant? Wissen Sie gar nicht? Wahrscheinlich doch. Da überreichen Sie mich aber wirklich sehr — angenehm, sehr angenehm. Hä hä! Na, da gratuliere ich ja doppelt oder wie Sie nu wollen.

Eugenie (trotz). Danke!

Hühnerkamm. Hoffe Ihren Herrn Bräutigam bald kennen zu lernen. Darf ich inzwischen bitten, der Frau Medizinalrat und dem Herrn Papa meine ganz außerordentliche Freude oder wie Sie nu wollen auszudrücken? Hat mich immens gefreut.

Eugenie. Werde nicht ermangeln. Ich glaube, Mama klingelte. (Ab.)

Hühnerkamm (für sich). (Ist verbucht nachsehend). Nein, was sagt die Welt dazu! Da bin ich doch, wie man zu sagen pflegt, gewissermaßen beinahe post festum gekommen. Fatale Geschichte! ganz schrecklich fatal! So sein Glück mit Füßen zu treten! Hätte Person doch noch paar Tage warten können. Hätten Hühnerkamm in Familie bringen können. Mutter jedenfalls überumpelt, Vater ist und bleibt Plebejer. (Link kommt.)

Hühnerkamm. Ah! sieh da, mein lieber Doktor! Kommen post festum. (Lachend.) Ja, ja, lieber Freund, post festum!

(Fortsetzung auf Seite 18.)



Madame Roland im Gefängnis v. Elagie. Nach dem Gemälde von Evariste Carpentier.

Lasciate ogni speranza! lassen Sie alle Sperenzen! — Wenn Sie wüßten, was ich weiß! (Ab.)

Dritte Scene.

Link. Eugenie.

Eugenie (steht erst ängstlich durch die Thür, dann freudig auf Link zu, ihm beide Hände entgegenstreckend). Da sind Sie ja! Ich danke Ihnen.

Link. Liebe Freundin, Sie glauben auch ohne besondere Versicherung, daß ich an Ihrem Glücke den allerinnigsten Anteil nehme. Es war ganz gut, daß ich gestern nicht kam — beschämt gestehe ich, daß ich leider zum erstenmale den Geburtstag der besten Freundin wirklich vergessen hatte. Nun, ich hätte doch nur gestört. Aber vergeben Sie.

Eugenie (reicht ihm still die Hand).

Link. Es ist ja wahr, Liebe, ich komme post festum, aber mir bleibt unklar, was der Baron von Hühnerkamm meint, der mir soeben höhnisch dasselbe Wort zuwarf.

Eugenie. Er? Der Erz Narr! Hören Sie doch. Er selber ist es, der post festum kam. Ich hatte, weiß Gott, Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ich verlobt bin.

Link. Haha! Und da fürchtete die edle Seele, ich möchte sein Schicksal teilen. Nein, ich war ja — zeitig gewarnt und uomo avvisato è mezzo salvato.

Eugenie. Gehen Sie, Doktor! Wir waren ja immer gute Freunde, und, nicht wahr, wir wollen es bleiben?

Link. Ich bedarf Ihrer Freundschaft gerade heute mehr denn je. (Er bemerkt auf dem Tische das Buch und nimmt es in die Hand.) Was seh' ich? Sie sind bereits im Besitze meines Buches? O über den Buchhändler!

Eugenie. Theodor schickte es mir.

Link. Ihr Verlobter? Ich hatte Ordre gegeben, die Ausgabe noch hintanzuhalten, bis eine Korrektur an der Widmung angebracht wäre, die, wie ich mit Betrübniß sehe, selbst bei meiner guten Mutter auf Mißverständnis stieß.

Eugenie (für sich). Also doch. (Laut.) Das geheimnisvolle „E. S.“?

Link. Das für Sie nicht geheimnisvoll sein sollte. Darf ich ganz offen sein? Ich habe Sie lieb, Eugenie, wie eine Schwester lieb, aber ich habe an Sie ganz und gar nicht gedacht, so wenig, daß ich nicht einmal bedachte, daß Eugenie mit E. anfängt. Meine Mutter sagt mir, man werde das E. auf Sie deuten. Es soll nicht geschehen, ich werde den vollen Namen derjenigen hinsetzen lassen, der es von Herzen zugebacht ist. Ja wirklich zu — gedacht.

Eugenie. Mir hätte auch der Irrtum nicht geschadet, den übrigens Theodor und sogar Elschen teilte. Ich danke Ihnen aber für ihre — umgekehrte Liebeserklärung.

Link. Man sagt sie nur denen, verehrte Freundin, die man hoch achtet.

Eugenie. Und darf ich wissen, wer —

Link. Still! Ich muß zuvor die Druckerlaubnis einholen.

Eugenie. Verzeihung! Ich glaube, Mama hat geklingelt. (Schnell ab.)

Link. Bin ich so aufgeregt? Ich habe nichts gehört.

Vierte Scene.

Else (tritt ein, betroffen). Ach! Ich glaubte Eugenie hier. Sie, Herr Doktor —

Link. Sie glaubten nicht, daß ich die Fassung haben würde, nach der vernichtenden Nachricht von Eugeniens Verlobung doch noch selbst zu kommen, ihr Glück dazu zu wünschen?

Else. Sie hat Ihnen gesagt —? Abscheulich! Hören Sie es denn, ja, ich habe geglaubt, daß Sie Eugenie sehr gern hätten, daß ihr das Buch gewidmet und —

Link. Und?

Else (unter verhaltenen Thränen). Und das that mir leid, so daß ich es lieber gesehen hätte, und ich wollte Sie sogar darum bitten, sich in dem Sinne zu erklären, Sie hätten das Buch mir gewidmet. Es war unvorsichtig von Ihnen, Herr Doktor, ich bin Ihnen wirklich böse.

Link (während Else das Buch wieder zur Hand nimmt und darin blättert). Ich habe mich soeben Ihrer Schwester gegenüber in einer Weise erklärt, welche Ihrem opfervollen Herzen entsprechen wird. Else (weinend). Auch noch mich verhöhnen!

Link. Aber um des Himmels willen, was glauben Sie denn von mir? Ich habe Eugenie versichert, daß ich bei dem unglücklichen „E. S.“ an sie gar nicht gedacht habe, und sie hatte es auch nicht so verstanden, ich wußte es ja, dazu war sie zu vernünftig.

Else. Muß sie auch so eine unvernünftige Schwester haben!

Link. Liebes Kind!

Else. Ich begreife, Sie sind in sehr perverber Laune, aber ich habe das wahrhaftig um Sie nicht verdient.

Link (nimmt ihr das Buch aus der Hand). Lassen Sie dieses unglückliche Exemplar und nehmen Sie dafür ein anderes von mir an. Ich habe darin eine kleine Änderung an der Widmung angebracht, den vollen Namen der Dame.

Else (abwehrend). Die Glückliche!

Link. Ist das Ihr Ernst, Elschen? Sie glaubten, es könne ein Mädchen glücklich machen, von mir gestammelte arme Verse gewidmet zu erhalten?

Else (ehrlieh). O ja!

Link. Ja? Elschen! Da lesen Sie! Darf ich die Änderung anbringen lassen? Sonst reißen Sie das Blatt heraus, wie mich aus Ihrem Herzen.

Else (liest, erst leise, steht ungläubig zweifelnd. Link tritt an sie heran, sieht mit ins Buch und spricht laut, was sie halblaut nachbetet):

Meiner | lieben | Braut | Elisabeth | Schilling | am Verlobungstage | gewidmet.

Link (knieend). Bekomme ich das Imprimatur?

Else. Ach du Liebster, Bösester! Ja! ja! von Herzen!

Letzte Scene.

Eugenie und Frau Link treten von verschiedenen Seiten dazu.

Link (Esen im Arme). Mama! hier ist sie. Eugenie, jetzt dürfen Sie wissen.

(Eugenie umarmt Elsen, Frau Link Gustaven, dann Elsen.)

Diener (reicht Eugenie einen Brief, den diese schnell überfliegt).

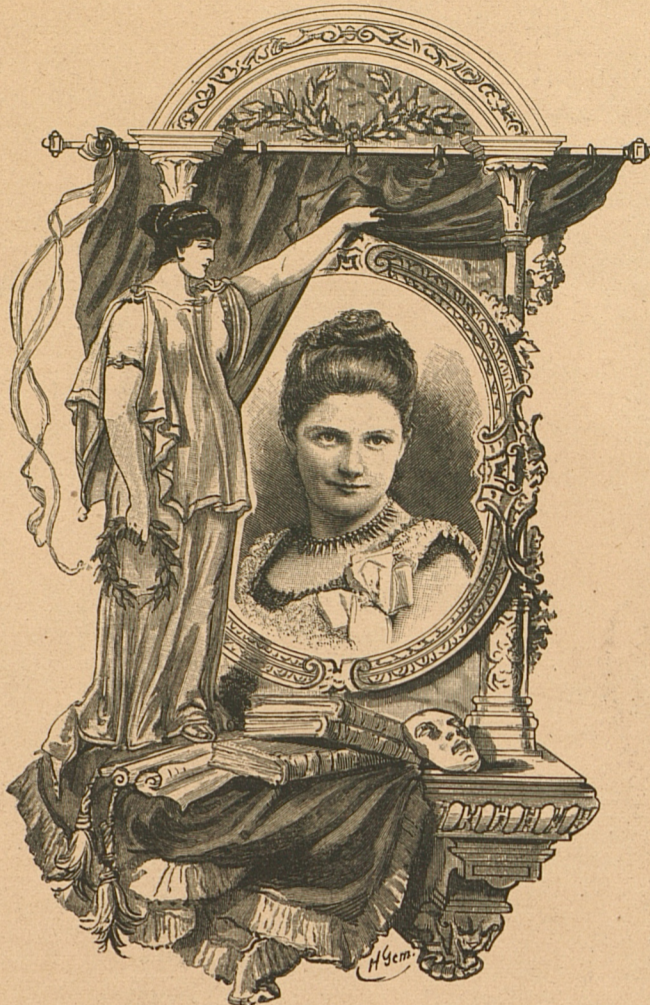
Eugenie (lachend). Das gehört noch dazu! Der gute Baron bittet mich um meine freundschaftliche Hilfe bei der Bewerbung um die Hand Elschens. Ich muß ihm wohl schreiben, er käme leider — Alle (da auch August in der Thür erscheint)

post festum.

Der Vorhang fällt.

Nachdruck verboten.

Erinnerungen aus dem Bühnenleben.



I. Ernestine Wegner.\*

Ein Lebensbild von f. S.

Die Lerche, die zum Himmel sich geschwungen,  
Hat sich verslogen in die weite Nacht,  
Von allem Jubel, den sie uns gesungen,  
Ein Nachhall blieb, der doppelt traurig macht!

Ernestine Wegner! Während ich deinen Namen schreibe, teure Unvergessliche, zaubert mir die Erinnerung mit nie verblasenden Farben dein reizumstoffenes Wesen vor Augen, sehe ich das freundliche, geist- und launestrahrende Gesicht, höre ich wieder das liebe, süße Lachen, bei dessen Klang Gram und Sorge schwinden mußte. Und es ziehen an meinem Geist vorüber alle die heiteren Mädchengestalten, denen die Dichtung nur die Form gab, die du aber mit Leben von deinem Leben, Geist von deinem Geist erfülltest zur Freude und Lust der Zuhörer. Vorbei, für immer vorbei; so viele Liebenswürdigkeit und frohe Laune, so viele schöpferische Kraft ruhen nun im Schoß der Erde, und nur die Erinnerung, die du uns ins Herz geschrieben, ist uns geblieben.

„Und wenn es einst Frühling wieder wird, erwacht wohl der Sonnenstrahl  
Und die Blüte sproßt und die Lerche singt — Du aber schlummerst  
zumal!  
Doch leuchten die Boten, die süßen des Lenzes ins Herz uns  
hinein:  
Wir nehmen's von Dir als ein Grüßen und denken liebend  
Dein!“

Ernestine Wegner war am 7. März 1852 in der Komödienstraße in Köln am Rhein geboren, ihr Vater hieß Kramer, sie hätte sich daher wohl ebenso nennen müssen, da dieser aber bald nach ihrer Geburt starb und sie ihn gar nicht gekannt hatte, nahm sie den Namen ihres Stiefvaters an, der ihre Jugend geleitet hatte, ihr ein wahrer Vater gewesen war und den sie liebte wie ein gutes Kind. Mit den Eltern, die zu jener Zeit Schauspieler in den bescheidensten Verhältnissen waren, kam sie nach der Schweiz, in Bern leuchtete das lebhafteste Kind unter dem Despotismus der Schule, und in Zürich konfirmierte sie ein Nachkomme Pestalozzis. Die Kleine war zu hübsch, als daß nicht die spekulative Direktion des Theaters, an welchem ihre Eltern engagiert waren, sie hätte im weißen Kleidchen mit goldenen Flügeln als Engel über die Bühne schweben und auch schon dann und wann sprechen und singen lassen sollen; ja, ein Kollege ihrer Eltern, der vielleicht eine Ahnung davon hatte, was in dem Kinde an Talent ruhen möchte, machte den Versuch, das kaum der Schule entronnene, vierzehnjährige Mädchen in seinem Beneß in Baden bei Zürich die schwierige, eine Künstlerin von Lebenserfahrung als Darstellerin beanspruchende Rolle der „Therese Krones“ in dem gleichnamigen Lebensbilde spielen zu lassen. Was eine gewöhnliche Spekulation auf die Neugierde des Publikums gewesen war, wurde durch ihren überraschend glücklichen Ausgang die erste Stufe zur Künstlerlaufbahn unserer Ernestine. Die Künstlerin sagte mir über diesen kühnen Versuch: Ich habe nicht gewußt, was und wie ich spielte, aber ich spielte wie von einer Inspiration getrieben, habe von Leidenschaft und Liebe mit Leidenschaft

\* Wir verdanken diese „letzte Aufnahme von 1883“ der Freundlichkeit des Herrn Photographen Hugo Danz, welchem wir an dieser Stelle unsern verbindlichen Dank aussprechen.  
D. Red.

gesprochen ohne zu verstehen, was ich sprach, denn ich war ja noch ein Kind! Aber dem Kinde war mit diesem glücklichen Versuch sein Beruf zum Bewußtsein geworden, und von da ab beanspruchte das energische junge Mädchen mit größeren Aufgaben betraut zu werden und bemächtigte sich bald aller Rollen des Fachs, für welches sie sich prädestiniert fühlte. Lange doch wollte es ihr nicht gelingen eine Stellung an einer größeren Bühne zu erlangen, und vollauf hat sie, wandernd von Ort zu Ort, die Misere der kleinen Bühnen, Not und Entbehrungen zum Nachteil ihrer sehr zarten Konstitution ertragen müssen. Sie hat diese trübe Zeit nie vergessen, dachte oft ihrer in den Tagen des Glücks, auf der Höhe ihrer Kunst und des Ruhms, die Erinnerung an diese Zeit flößte ihrem Herzen Teilnahme für minder glückliche Berufsgenossen ein, und wenn arme Kollegen aus jenen traurigen Sphären des Kunstberufs sich hilfesuchend an sie wandten, fanden sie in ihr eine stets bereite Trösterin, die mit vollen Händen und mit Zartheit gab. Aber nicht nur unglücklichen Kollegen wandte sie ihre thätige Teilnahme zu, denn Wohlthun war ihr Herzensbedürfnis, und wo immer sie von einem Unglück erfuhr, konnte man sicher sein, daß Ernestine Wegner auf irgend einem Wege Trost und Hilfe bringen würde, ohne Orientierung, ganz in der Stille. Allbekannt in Berlin war es, daß sie stets bereit war, auch ihr Talent, ihre Kunst Zwecken der Wohlthätigkeit zur Verfügung zu stellen.

Erst im Jahre 1868 gelang es Ernestine Wegner, am Woltersdorff-Theater in Berlin, dem heutigen „Neuen Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater“, eine bescheidene Stellung, doch damit noch nicht Beachtung zu finden. Ich sehe noch vor mir das bleiche, zartgeformte Mädchen im einfachen Kattunkleide, wie es damals erschien, das schüchtern und ohne Verständnis für die außerberuflichen Hilfsmittel einer Künstlerin, froh war in Berlin und in einer gesicherten Stellung sich zu befinden. Mit der Rolle der Tine im „Milkmädden von Schöneberg“ erzielte sie ihren ersten Erfolg, gelang es ihr Beachtung und Aufmerksamkeit zu erregen. Bald sollten andere und größere Erfolge folgen. Ihr Liebes Spröde im Lebensbilde „Auf eigenen Füßen“, ihre Fette in „Wir Barbaren“ machten sie schon damals zur beliebtesten Soubrette Berlins, die gesehen zu haben zum guten Ton gehörte. Damals noch gab sie in ihren Darstellungen sich selbst. Sie war jung, frisch, voller Humor, sie sang, wenn auch naturalistisch, aber doch mit hübscher Stimme, sie mußte durch diese Eigenschaften gefallen und sie gefiel, sie war damals nur eine talentvolle Soubrette, nichts mehr, das bewußte schauspielerische Können hatte sie sich erst, wie ihre Künstlerkraft, zu erwerben. — Aber ein Jahr währte diese Situation, in welcher Ernestine Wegner fleißig, namentlich in Bezug auf ihren Gesang, an ihrer Fortbildung arbeitete, als der allbekannte Direktor Maurice, dessen wachsamem Auge kein Talent in der deutschen Bühnenwelt entging, sie an sein Thalia-Theater nach Hamburg berief, jene rühmlich bekannte Bühnen-Erziehungsanstalt, der die deutsche Kunst viele ihrer besten Jünger verdankt. Auf dieser Hochschule der Darstellungskunst erwarb sich Ernestine nach zweijährigem Kursus das Zeugnis der Reife für das Wallner-Theater in Berlin, das sie im Jahre 1873 unter seine Mitglieder aufnahm, dessen angehende künstlerische Kraft sie wurde, dem sie trotz zahlreicher glänzender Engagementsanträge von andern großen Bühnen treu blieb bis zu ihrem leider schon so frühen Tode.

Mit der Darstellung der Rolle der Rosalie Feldberg in „Eine leichte Person“ begann sie hier ihren Flug zur Höhe ihrer Künstlerstellung. Schon bei der ersten Probe zeigte sich, daß eine andere Ernestine Wegner nach Berlin zurückgekehrt war, als die, welche wir vom Woltersdorff-Theater hatten scheiden sehen. Wenn sie dort scherzend probiert, scherzend sich selbst, ohne Berücksichtigung des darzustellenden Charakters der Rolle, geipielt hatte, sahen wir sie jetzt auf der Probe mit heiligem Ernst ihre Rolle doppelt, dreifach probieren, bis die Darstellung ihr Genüge that, und das schien nicht so leicht zu sein. Trotz des ihr angeborenen heiteren Sinnes im Umgang mit den Kollegen, war sie auf der Probe nur Künstlerin, hatte sie nur den Zweck der Darstellung vor Augen. So blieb sie auch dann noch, als sie der vergötterte Liebling der Berliner war, als sie als Gast auf den meisten großen deutschen Bühnen Ruhm und alle möglichen Ehren geerbet hatte. Mit welcher Sorgfalt studierte sie ihre Rollen, ehe die Proben begannen, mit welchem Ernst besprach sie mit den Verfassern der Bühnenerwerke die Rollen, von welchen diese wünschten, daß sie von ihr dargestellt würden. Ich entfinne mich noch eines Vorfalles, der sich vor der Aufführung des L'Arrongeschen Lustspiels „Der Compagnon“ zutrug und der ihr großes Verständnis für die Auffassung eines darzustellenden Charakters darthat, wie ihr bewußtes Können. L'Arronge hatte gewünscht, daß Ernestine Wegner die Rolle des Dienstmädchens Marie in „Der Compagnon“ spielen solle, wenngleich sie dazu nicht verpflichtet war; sie willigte unter der Bedingung ein, daß man ihr gestatte, der Rolle eine lokale Färbung in ihrer Weise zu geben. Das wollte weder L'Arronge noch der Direktor gestatten: es würde dem Stücke den Erfolg nehmen, hieß es, es wäre eine Widersinnigkeit, sie aber bestand darauf und machte davon ihre Mitwirkung abhängig. Notgedrungen mußte man einwilligen, und siehe da, der glänzendste Erfolg ihrer Darstellung der Rolle trug wesentlich zum Erfolg des Lustspiels bei. Sie hatte einmal ein unendlich feines Gefühl für die Wirksamkeit auf der Bühne und beschämte darin viele ältere und erfahrene Bühnenschriftsteller, Regisseure und Direktoren. — Als ihre wichtigste Rolle auf der Wallner-Bühne nenne ich Emma in „Mein Leopold“. Wie konnte der lustige Kobold in dieser Rolle rühren und ergreifen durch Wort und Gesang, denn sie hatte nicht nur Humor, sie hatte Herz und Gemüt. Wie entzückend war ferner ihre Lily in „Ihre Familie“, Pauline in „Die Lachtaube“, Bernhard in „Der jüngste Lieutenant“, die obgenannte Marie in „Der Compagnon“, Vera in „Der Mann im Monde“, Caprice in „Ebbe und Flut“.

Im Wallnertheater erst entfaltete sich zur schönsten Blüte ihre eigenartige Begabung zur Charakterisierung humoristischer Figuren, und mit unermüdelichen Fleiß erwarb sie sich jenes einzigartige schauspielerische Können, welches sie im Verein mit ihrem kunstgebildeten Gesangsvortrage zur ersten Soubrette Deutschlands machte. Ernestine Wegner war eine selbsttätige schöpferische Kraft, wie keine vor ihr, und keine nach ihr

wird ihr gleichen. Ihren Mitschwestern im Berufsfach war sie Muster, das zu kopieren in ihren Rollen wohl vielfach versucht wurde von ihnen, doch ohne je das Vorbild zu erreichen. Ihr ganzes Wesen war durchaus original und sie übte ihre Bühnenwirkungen durch die ganz auf sich selbst gestellte Eigenart, die sich so schwer schildern läßt, weil alle ihre Vorzüge in ihrer lebensvollen Individualität beruhten. Ihr scharfer Blick und ihr Imitations-talent befähigten sie in hervorragender Weise, das Typische im Wesen der Menschen zu entdecken und zu überzeugendem und ergöglichem Ausdruck zu bringen. Kaum hat es einen Darsteller gegeben, der in der Wiedergabe fremder Eigenart eine größere Virtuosität entwickelt hätte, jedenfalls keine Darstellerin. Ihr sprudelnder Humor, ihre liebenswürdige feste Unbefangtheit, ihre übermüthige Laune machten sie unwiderstehlich; dazu kam, daß sie Herz und Gemüt hatte und jenes feine Gefühl, das sie selbst in der übermüthigten Laune, in den gewagtesten Sprüngen ausgelassenen Humors nie die Grenzen der Wahrheit und Schönheit überschreiten ließ.

Zu allen ihren Vorzügen nenne ich noch ihre anmutige, graziose Erscheinung, kam noch jener bestrickende Zauber, jener unsichtbare Leitungsfaden, der sie mit dem Zuschauer verband und die zündende Wirkung ihres Spiels vermittelte. Der Zuschauer sah und hörte nur sie auf der Bühne, und wenn sie die Scene verlassen hatte, erlahmte sein Interesse an der Handlung, in so feste Banden hatte ihn Ernestine Wegner geschlagen, nur sie konnte ihn durch ihre Kunst lachen und weinen machen.

Ja durch ihre Kunst! denn sie war eine Künstlerin, eine große Künstlerin und nicht nur eine Berliner Soubrette. Hat sie doch in Wien, wo man allen Norddeutschen abgeneigt war, durch ihre Kunst das Publikum, wie die in diesem Punkt mehr als abergläubische Kritik, besiegt und gefangen genommen, durch ihr Gastspiel in allen Kreisen des in Sachen der Kunst so feinfühligsten Wien Sensation gemacht!

Im Privatleben war Ernestine Wegner von der liebenswürdigsten Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, wie sich diese menschlich schöne Eigenschaft auch schon in ihrer äußeren Erscheinung ausdrückte: ihre Toilette war im Gegensatz zu der vieler ihrer Kolleginnen stets sehr einfach bürgerlich. Und ihr Familienleben? Es konnte kein schöneres, innigeres geben. Mit welcher Liebe umging sie Vater, Mutter und Schwester, werdend mit ihrem warmen Herzen um die Liebe der Jünger, glücklich, ihnen durch ihr Talent eine sorgenfreie, fast glänzende Existenz bereiten zu können. Daß die hinterbliebene Familie heute im ruhigen Besitz eines ländlichen Eigentums leben kann, ist das Ergebnis ihrer Liebe für die Mutter. Der Mutter, die kränkelte, waren die alljährigen Badereisen, welche die Tochter unternehmen mußte, sehr peinlich; der vielgekannten Tochter wegen, die bald umringt war von der Badegesellschaft, mußte sie sich Zwang auferlegen, und das widersprach ihren Gewohnheiten und hob den Zweck des Bades für sie auf. Ernestine kaufte deshalb einen Landsitz, eine Art kleinen Guts in der Nähe von Müncheberg in der Mark, damit die Mutter dort fern von jedem gesellschaftlichen Verkehr, ungestört und zwanglos während des Sommers leben und sich erholen könne. Mit schwärmerischer Liebe hing sie an ihrer Schwester Melanie, die ihr alles verdankte, für welche ihr kein Opfer zu groß war. Weil Kränklichkeit und Lebensgewohnheit die Mutter hinderten, die jüngere Tochter in die Welt einzuführen, übernahm diese Pflicht Ernestine. Sie, die ihre häusliche Bequemlichkeit nach Erfüllung ihrer abendlichen Berufspflichten so sehr liebte und ihrer bei ihrer schwandenden Gesundheit so sehr bedurfte, besuchte der Schwester wegen Gesellschaften und Bälle, opferte derselben die ihr selbst nach der Aufregung des Spiels so nötige Nachtruhe. Sie sprach oft davon, wie sie ihre Schwester austauschte, wie sie das Ertragnis ihrer erschöpfenden Kunst mit Melanie teilen würde, wenn diese einen Gatten wählen würde. Sie trug sich mit so vielen Plänen für das Wohl der Jünger, dachte immer so wenig und ganz zuletzt nur an sich selbst. Das und so war Ernestine in ihrer Familie! Vom Publikum in Berlin, aller Orten ausgezeichnet, blieb sie den Kollegen gegenüber dennoch stets bescheiden und anspruchslos, blieb sie ihr guter, treuer Kamerad, der ohne Falsch und Arg sich natürlich gab, und darum wurde die „Tini“, wie sie sich von allen älteren Freunden und Berufsgenossen nennen ließ, die sie stets mit dem vertraulichen „Du“ anredete, von ihnen so sehr geliebt und verehrt, und darum auch die tiefe, ernste Trauer, der wahre Schmerz bei diesem sonst so leichtlebigen Volk, als der Tod ihm die geliebte Kollegin entriß haben hatte.

Wie Ernestine Wegner pflichttreu in ihrer Kunst war, war sie es auch gegen ihren Direktor, der ihr deshalb auch mehr väterlicher Freund und Kollege als Direktor war, den sie in ihrer zutraulichen Weise immer ihren „lieben Alten“ nannte, für dessen Wohl sie stets besorgt und stets geneigt war Opfer zu bringen. In den letzten Jahren ihres Lebens oft krank, war sie dennoch immer bereit, das Krankenlager zu verlassen und die Bühne zu betreten, wenn ihr „Alter“ in Repertoireverlegenheiten kam und Kassenmehre fürchten mußte. Oft hat die Künstlerin, schwer krank, dennoch ihrer Pflicht gegen das Publikum, das gekommen war, sie zu sehen, genügt, die Zuschauer ahnten nicht, wenn sie das Sprühfeuer ihrer Laune entzündet hatte, daß sie unter den furchtbarsten Schmerzen scherzte und lachte; die Kollegen aber, welche die mühsam nach Atem Ringende hinter den Kulissen empfingen, sahen mit Trauer den fortschreitenden Verfall der Kräfte ihrer armen „Tini“. Traurig genug, daß die Verhältnisse es nicht gestatteten, oft auf ihre Mitwirkung zu verzichten, sie war einmal der Rassenmagnet des Wallnertheaters, ohne den es schwer gelang, volle Häuser zu erzielen. Daß sie das war, zeigte sich nach ihrem Scheiden, mit dem die Sonne des Glücks von diesem Theater schied, und heute noch nicht, nach vollen drei Jahren, hat das Wallnertheater diesen Verlust überwinden.

Das und so war die große Künstlerin Ernestine Wegner, welche von Tausenden und Abertausenden aus allen Gesellschaftskreisen Berlins zur letzten Ruhestätte am 6. November 1883 begleitet und in Blumen und Lorbeer gebettet wurde; so wird sie fortleben in der Erinnerung ihrer Freunde und Berufsgenossen, die ihr Grab mit einem Denkmal schmückten, in der Erinnerung der heutigen Generation, in der Geschichte des deutschen Theaters.

Nachdruck verboten.  
**Madame Roland in St. Pelagie.**

Zu dem Gemälde von E. Carpentier.

Der Künstler, von dem wir heute ein ebenso ergreifendes wie technisch bedeutames historisches Gemälde reproduzieren, ist obwohl noch jung, doch weder in der Kunst noch im Leben ein Neuling. Belgier von Geburt, begann er seine Studien



E. Carpentier.

an der Kunstakademie von Courtrai, vollendete sie in Antwerpen und errang hier schon hohe Auszeichnung. Als selbständiger Künstler wählte er seinen Wohnsitz in Paris und schuf hier in rascher Reihenfolge und in immer gesteigelter Vollendung die viel bewunderten Gemälde: Les fugitifs, — Les proscrits, — Episode de la revolution vendéenne, — Les Refugiés, — Un compte à régler, — Une alerte, — L'embuscade, — Le roi de la prairie etc. und endlich das mit außerordentlichem Beifall in Belgien und Frankreich aufgenommene, hier reproduzierte Bild: Madame Roland in St. Pelagie.

Das ergreifende Bild führt uns mitten in die bis zum Fieberfahsten gesteigerte Bewegung des revolutionären Frankreich im Blut- und Schreckensjahre 1793. Der radikale Konvent hatte über die gemäßigten Republikaner, die sogenannten Girondisten, die Oberhand gewonnen und ihre Verhaftung dekretiert. Noch gewannen die meisten derselben Zeit, dem ihnen drohenden Todesstreich durch eilige Flucht in die heimathlichen Provinzen für jetzt zu entgehen; dreiundzwanzig, die in Paris ausgeharrt, unter ihnen die talentvollsten Männer und glänzenden Redner der Partei, wie Brissot, Genonvé, Ducos, Vergniaud, Fonfrède, Lacaze u. a. wurden in den Kerker geworfen und erlitten, 9 Monate nach dem von ihnen geopferten Könige Louis XVI., 14 Tage nach der unglücklichen Königin Maria Antoinette den Tod auf dem Blutgerüste.

Unter den in den Sturz der Girondisten verwickelten Republikanern befanden sich Roland de la Platière, der vormalige Justizminister im Girondisten-Kabinet, und dessen kluge, hochsinnige Gemahlin Manon Jeanne Roland, die bisher einen fast noch bedeutenderen Einfluß auf den politischen Stand der Dinge ausgeübt hatte, als selbst ihr Gatte und die befreundeten Führer der Partei, und deshalb mit dem wilden Haß der Konventsmänner vorzugsweise belästet war.

Roland flüchtete, auf den Rat der Gattin, noch rechtzeitig; sie selbst, entschlossen, den Sturz ihrer Partei, den sie für den Zusammenbruch der Freiheit selbst hielt, nicht zu überleben, harrete in Paris aus, nur noch besorgt, ihre junge hochbegabte Tochter der schützenden Hand zuverlässiger Freunde zu überantworten. Während sie Abschiedsworte an ihren Gatten niederschrieb, wurde sie von den Sektionsmännern verhaftet und in den Kerker abgeführt.

Alle Tugenden, alle Fehler, alle Hoffnungen, alle Reue und aller Heldenmuth ihrer Partei schienen mit ihr in die verhängnisvollen Mauern eingetreten zu sein! Als die „Seele der Gironde“ hätte sie auch die Mäherin derselben werden können: das durfte nicht sein und darum mußte auch sie das Schaffot bestiegen.

Während ihrer Haft in der „Abtei“, angesichts des nahen Todes, fehlte es ihr nicht an Achtungs- und Liebesbeweisen. Nicht alle „Freunde“ waren so schmachvolle Verräther an ihr, als Kobespierre, der sie mit einem Worte hätte retten können und — nicht rettete! Man wußte ihr Blumen und Bücher zu bringen; die Gefängniswärter übersehen zarte und ruhrende Beweise tiefer verehrender Anhänglichkeit an die seltene Frau. Man gewährte ihr sogar den unendlichen Trost, den Papier, Dinte und Feder einer genialen, leidenschaftlich produktiven Natur unter solchen Umständen zu gewähren vermögen. Bruchstückweise zeichnete sie ihr inneres und äußeres Leben auf: eine letzte feierliche Unterredung mit den fernem Lieben, ein letztes ernstes Lebenswohl, welches eine große Seele dem Leben sagt. Vertraute Freunde brachten die Blätter in Sicherheit.

Kein Nachlebender, auch wenn er das politische Glaubensbekenntnis der Schreiberin verabscheut, vermag dieselben ohne Erschütterung zu lesen. „Bei jedem Worte fürchtet man, die Mitteilung vom Fenster unterbrochen zu sehen, glaubt über der rastlos Schreibenden das Veil zu erblicken, welches im Begriff ist, mit dem schönen Frauenhaupte auch dessen wunderbaren Gebankengang abzuschneiden.“

Der blinde Haß ihrer Feinde machte den Vergünstigungen, deren sie in der „Abtei“ genoß, ein Ende. Man raffinierte von jetzt an in der Kunst, sie zu quälen, zu entwürdigen, und warf sie in das abscheuliche Gefängnis Sainte Pelagie, eine wahre Kloake des Lasters und der Schande, nötigte sie, wochenlang in Gemeinschaft verrückter Weiber zu leben (siehe unser Bild!).

Das Mitleiden Bessergesinnter verschaffte der Schwergeprißten endlich wieder einen leidlicheren Aufenthalt, ein dumpfes Kerkerzimmer, Wand an Wand mit der königlichen Märtyrerin, der unglücklichen Tochter Maria Theresiens, die nicht ohne schwere Mitschuld Jeanne Rolands diesem furchtbaren Umchwung der Dinge anheimgefallen war!

Wieder durfte sie sich Bücher verschaffen, lesen, schreiben. Sie studierte mit trübem Interesse die Annalen und Historien des großen römischen Geschichtschreibers Tacitus, die in einer Sprache voll düsterem Pathos eine Schreckenszeit malten, derjenigen, die sie selbst erlebte, nur allzu ähnlich, und stärkte an ihnen ihre Seele. Eine Zeitlang ging sie mit dem Gedanken um, durch Gift dem Tode auf dem Blutgerüste zuvorzukommen; doch gab sie es wieder auf, um der Deutung feiger Schwäche nicht anheimzufallen, und harrete mutig aus.

Der Tag der Entscheidung kam. Vor das Blutgericht geführt, sprach sie mit der Unererschrockenheit einer Heldin des Altertums. Als man ihr Urtheil gefällt, erhob sie sich, verneigte sich leicht und sprach mit ernstem Lächeln zu den Richtern: „Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mich für würdig erachtet haben, das Los jener großen Männer zu teilen, die Sie gemordet haben.“

In einem weißen Gewande, die schönen schwarzen Haare gelöst herabwallend, fuhr man die heroisch blickende Frau zum Schaffot. Auf dem Wege dorthin war sie beschäftigt, einen zitternden Greis, Lamarche, der neben ihr saß, zu trösten. Als dessen Haupt gefallen war, eilte sie hastigen Schrittes die Stufen empor, neigte sich vor der Bildsäule der Freiheit und rief voll patriotischen Schmerzes die deutungsschweren Worte: „O Freiheit! Freiheit! wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!“

Im nächsten Augenblicke fiel ihr schönes Haupt. Ihr Gatte aber, fern von Paris und in voller Sicherheit, gab sich, aus unüberwindlichem Schmerz um ihren Verlust, eigenhändig den Tod. L. J.

Nachdruck verboten.

**Königin Viktoria und ihre Erzieherin.**

(Aus Originalbriefen der Baronesse Lehzen.)

Nur wenige Monate noch und England feiert ein Fest, das in Palast und Hütte, in Bürgerhaus und Bauernfarm Jung und Alt in freudigste Bewegung setzen wird. Läuft doch zum zwanzigsten Juni des beginnenden Jahres ein halbes Jahrhundert zu Ende, seitdem eine Königin Viktoria (wie ihr klangvoller Name es von vornherein zu verkünden schien), eine an Ehren und Erfolgen reiche Regierung führt, wenn auch in der langen Reihe der Jahre trübe Erfahrungen dem Inselreiche nicht ganz erspart bleiben konnten.

Keins der großen Blätter des Landes, die ihren Weg bis an die entlegensten Küsten des Weltmeers finden, wird versäumen, der hohen geschichtlichen Bedeutsamkeit des nationalen Festtages volle Rechnung zu tragen, noch weniger aber werden sie es unterlassen, die Lebensschicksale der gefeierten Herrscherin ihrem Volke vor Augen zu führen.

Denn die Ergebenheit des englischen Volkes für seine Königin ist von Anfang an in hervorragender Weise persönlicher Natur gewesen. Und blickte es mit Ehrerbietung zur Krone empor, so folgte es den persönlichen Schicksalen ihrer Trägerin stets mit wärmster Anteilnahme des Herzens.

Doch nimmt der Lebensgang der Königin, besonders in ihren jüngeren Jahren, auch unser Interesse in Anspruch, umso mehr, als die Mutter eine deutsche Fürstentochter war und die Erziehung der jungen Prinzessin zum großen Teil in deutsche Hand legte. Daher werden einige noch nicht veröffentlichte Mittheilungen aus den Briefen der Baronesse Luise von Lehzen sein, deren Obhut einst die Prinzessin Viktoria anvertraut war, deutschen Leserinnen willkommen sein.

Dieselben interessieren zunächst schon um der Briefschreiberin selbst willen. Denn strahlte auf deren Haupt auch kein Diadem, so schritt sie doch im Schmuck der schönsten weiblichen Tugenden durch das Leben, und selbst diejenigen, welche ihr noch als ehrwürdige Greisin an ihrem späten Ruheabend zu Bückeberg nahe treten durften, berichten mit Entzücken von der „charaktervollen Liebenswürdigkeit“ der trefflichen Dame.

Es war, wie diese Briefe ergeben, im Mai des Jahres 1831, als Baronesse Lehzen ihre Stellung in Paris im Hause des Herrn von Constant aufgab, um in ihren neuen Wirkungskreis zu Kensington einzutreten, wo die Herzogin von Kent\* in stiller Zurückgezogenheit der Erziehung ihrer Tochter Viktoria lebte. Von den Eindrücken, welche die deutsche Lehrerin schon bei Beginn ihrer bedeutamen Thätigkeit empfingen, gab dieselbe in anspruchslosen, aber anziehenden Mittheilungen allen denen Kunde, welche im Heimatlande ihrer in Liebe gedachten. Abschriften dieser Briefe gingen von Hand zu Hand und zogen manch innigen Blick wärmster Anteilnahme in die Ferne, wo die Freundin mit seltener Herzensstrenge und Gemüths hingabe ihres Berufes wartete, freilich auch für Liebe Gegenliebe in reichstem Maße erntete.

Aber lassen wir dieselbe nun selbst berichten, wie freundlichen Empfang sie in England gefunden.

„Am 5 Uhr morgens fuhr ich mit meinem Begleiter aus Harwich ab und der Weg bis London war um 3 Uhr nachmittags zurückgelegt. Dieser Flug, so kann man es wohl nennen, that mir ungemein wohl. Ich hatte mich gleich in Harwich auf das schmuckvollste in meinen neuen Oberrock gesetzt und kam ganz unverseht im Wirtshause an. Das Land fand ich ganz so, wie ich gedacht hatte, ganz Ordnung und die schönsten Wege; doch wenig grüne Bäume. Es ist für die Engländer ganz ungewöhnlich kalt in diesem Augenblick. Als ich im Wirtshaus mich ein wenig zurechtgeputzt hatte, nahm ich einen Mietswagen und setzte mich mit meinem Begleiter hinein, bewunderte die herrliche Stadt und kam um 6 Uhr bei Pfarrer Kücher an; wurde da ganz außerordentlich artig empfangen, erhielt die Nachricht, daß die Herzogin sehr zufrieden sei über meine Ankunft und daß sie, weil es sich nicht hätte ändern lassen, indem das Publikum schon davon benachrichtigt wäre, das Theater hätte besuchen müssen. Doch erwarte mich die Prinzessin und die Hofdame. Ich sah bei Küchers: sie haben acht hübsche Kinder und beide Eltern gefallen mir sehr, besonders er.“

Um 9 Uhr fuhr ich nach Kensington Palast. Kücher riet mir die Prinzessin nicht Hoheit, sondern Prinzessin zu nennen. Ich wurde von der Hofdame sehr artig und von der Prinzessin auf eine niedliche kindliche Weise aufgenommen und sogleich mit Thee erquikt.

\* Prinzessin von Sachsen-Koburg, in erster Ehe mit Fürst Karl Emich von Leiningen vermählt.

Meine kleine Prinzessin ist morgen zwölf Jahre alt, nicht groß, aber sehr niedlich: dunkelbraunes Haar, schöne braune Augen, einen Mund, der nicht klein, aber angenehm und gutmütig ist; sehr hübsche Zähne und eine kleine sehr graziose Gestalt mit einem sehr kleinen Fuße. Sie war in weißem Mull mit einem Halsbande von Korallen. Ihr ganzes Wesen ist so kindlich und einnehmend, daß man sich kein liebenswürdigeres Kind wünschen kann.

Um 10 Uhr brachte mich die Hofdame auf unser Zimmer; diese bestehen in vier Piecen: der Vorstube, der Wohnstube, der Schlafkammer und der Garderobe. Ich schlafe mit der Prinzessin auf einer Kammer in zwei großen schönen gardinieren Betten, die wie ein paar separierte Häuser sind. Ein Mädchen bedient uns beide. In den Zimmern haben wir Meubles von Mahagoniholz mit Vergoldung, Sofas und Betten von schönem Rattun, schöne Fußdecken u. s. w. Fräulein Spät, die Hofdame, die Frau von Constant etwas gleich, nur jünger ist, sagte mir, daß halb neun Uhr der ganze Zirkel zusammen frühstückte, die Herzogin aber wollte, daß ich morgen ausruhe und allein frühstücken solle. Ich stand aber dennoch früh genug auf, und um die Frühstückstunde ließ die Herzogin mir sagen, daß sie ungeduldig sei, mich zu sehen. Ich warf mich in ein weißes Mullkleid und schritt mutig vorwärts.

Sie stand am Frühstückstische, eine Frau zwischen 30—40, ziemlich stark, hat braunes Haar, braune Augen und, ohne schön zu sein, den Ausdruck der höchsten Güte. Sie sagte mir etwas Verbindliches von meiner schnellen Reise, worauf ich erwiderte, nur als Egoistin gehandelt zu haben. Dann gab sie mir die Hand, die ich küßte, und bekam einen Kuß auf meine von der Reise noch bleiche Wäde.

Beim Frühstück setzten wir uns um einen runden Tisch. Bald darauf kam der Herzog. Sein Anstand ist sehr schön; er sagte mir auch viel Artiges über die Schnelligkeit meiner Reise und über die Seckrantheit. Ich versicherte, daß alles vergessen sei. Der Herzog spricht deutsch mit mir, doch mit der Herzogin französisch. Letztere wünschte nun, daß ich mit der Prinzessin französisch sprechen möchte, weil ihr meine Aussprache gefiel, und überhaupt kann ich, obgleich ich unter Fürsten bin, die Behandlung nicht anders als freundschaftlich nennen. Um 1 Uhr wird bei der Herzogin das zweite Frühstück eingenommen, dann ist der Herzog nicht mit. Abends um 6 Uhr macht die Gesellschaft bei Tische aus: der Herzog, die Herzogin, Fräulein Spät, die Prinzessin, der Hausarzt und ich.

Der Herzog spricht viel und angenehm; er ist sehr unterrichtet und läßt sich gern von Deutschland erzählen, wovon er selbst viel weiß. Die Herzogin ist eine sehr liebende Mutter und scheint das wahre Glück ihrer Kinder zu wünschen; das leuchtet aus allem, was sie sagt, hervor. Sie malt, singt und spielt sehr gut. Den Unterricht im Französischen und Italienischen habe ich mir für die Prinzessin selbst ausgebenen; übrigens unterrichtet sie Kinder und der eigene Hausmaler und Hausmuffus, beides Deutsche. Von allen Merkwürdigkeiten habe ich in den ersten Tagen eine berühmte Schule in Gesellschaft der Herzogin, des Herzogs und der Prinzessin gesehen.

Sonntags morgens las die Herzogin, weil wir nicht zur Kirche gingen, eine Predigt vor und sprach darüber sehr angenehm mit ihrer Tochter. Die kleine Prinzessin Viktoria ist ein allerliebtestes Kind, und wie man sagt, Prinzessin Charlotte sehr ähnlich. Nach dem Essen bleiben wir bis 9 Uhr zusammen, dann nach dem Thee gehe ich mit meiner Prinzessin fort, diese geht zu Bette und ich thue was ich Lust habe.

Gestern Abend war Prinz Leopold\*\* hier; der tiefste Gram liegt noch in seinen Zügen; doch soll ihm die Reise nach Schottland wohlgethan haben. Er ist auch musikalisch und die Abende werden gewöhnlich mit Spiel und Gesang zugebracht; und ich habe Herrn Hofmann gebeten, mich ein wenig in die Lehre zu nehmen.

Heute morgen sprach die Herzogin wieder mit mir über ihre Tochter und stellte es mir frei, ob ich sie „Du“ nennen wollte. Dies schlug ich aus und stellte ihr meine Gründe vor, die sie gebilligt hat. Die Prinzessin hat sehr viel Anlagen und Herzengüte, spielt recht hübsch und hat eine angenehme Stimme. In acht Tagen schreibe ich wieder. Ich kann alles, was meinen Anzug betrifft, hier gebrauchen und es findet sogar Beifall, selbst der schwarze Kastorhut, denn meine kleine Prinzessin trägt gerade einen solchen.

Wir sehen, wie angenehm und herzlich sich die Beziehungen der Baroness Lehen zu ihrer Pflégbefohlenen gestalteten. Aber das trauliche „Du“, um welches die Prinzessin bat, glaubte sie derselben um so mehr verjagen zu müssen, als sie in ihrer Schölerin immer zweifelsohne die Erbin des englischen Königsthrones vor sich sah. Baroness Lehen war es denn auch, wie schon bekannt, welche sich der Herzogin gegenüber dahin aussprach, daß die Prinzessin nunmehr ihre Rechte auf den Thron erfahren müsse, während man bis dahin auf das strengste darüber gewacht, daß nicht etwa eine geschwähige Kammerzofe der Kleinen zulüßtere, sie werde einst Königin von England werden. Die Herzogin folgte dem Rat; die junge Prinzessin aber ließ es sich von nun an um so mehr angelegen sein, all die reichen Gaben, die ihr für ihre hohe Erdenstellung von der Vorsehung gegeben, auf das beste auszubilden. Dafür findet sich auch im folgenden Briefe der Baroness Lehen an ihre Lieben in Deutschland ein sprechendes Zeugnis:

„Beikommend deponiere ich bei Euch das sehr ähnliche Bild meiner Prinzessin, welches mir Herr Eckhardt, der Herzogin Maler, verehrt hat. Ihr mögt Euch so lange darum vertragen, bis ich selbst dem Vaterlande wiedergegeben bin und es alsdann bei Euch abhole. Ist sie nicht recht niedlich? Sie gedeiht in allem Guten und Schönen: im Französischen kann ich schon die grammair von Köchi mit ihr durchnehmen, sie spielt schwere Sonaten, auch zeichnet sie allerliebste. Ich spreche französisch mit ihr, teils weil die Herzogin es wünscht, teils weil ich dadurch dem „Du“ ausweiche, um welches die Prinzessin mich von neuem bestürmte.

Die Herzogin ist fortwährend unbeschreiblich gütig gegen mich, zuweilen zu höflich, dann ruhe ich nicht eher, als bis sie anders ist. So wollte sie z. B. wenn sie mit der Prinzessin ausfährt, daß ich bei ihr und das Kind rückwärts sitzen sollte. Ein paarmal konnte ich nichts dagegen thun, doch endlich hat sie nachgegeben und sagt nun bei solchen Fällen mit Lachen zu der Tochter: „Setze dich zu mir, weil Fräulein Lehen es so will.“ Doch verfehle ich nicht, der Kleinen, die ich durchaus

nicht verziehen will, zu bemerken, daß ich nicht um ihretwillen, weil sie noch ein Kind wäre, diese Rücksichten hätte, sondern daß die Hochachtung für ihre Mutter mich vermöge, den Platz zu erbitten.

Die Herzogin findet sich wirklich christlich in ihren Verlust, allein vergessen kann sie so wenig wie alle, die ihn gekannt haben, den Herzog. Indes die kleine Viktoria ist ein großer Trost für die Mutter, sie wird dem Vater, sowie den meisten der königlichen Familie äußerst ähnlich und wird mit Recht sehr schön gefunden. Die königliche Familie kenne ich jetzt ganz, nur den König nicht; er war seit dem Tode des Herzogs noch nicht bei der Herzogin; er ist Gevatter der kleinen Viktoria. Alle übrigen Geschwister hängen mit der größten Liebe an dem Kinde. Mit unserer Reise nach Deutschland ist es für dieses Jahr nichts. Wir erwarten in einigen Tagen den Prinzen von Leiningen\*, einzigen Sohn der Herzogin, mit seinem Hofmeister. Der Prinz wird durch Pastor Rücher konfirmiert und dann im Herbst wieder nach der Schweiz gesandt.

Ich habe nun schon beinahe alle Merkwürdigkeiten von London gesehen. Den größten Genuß aber gab mir das britische Museum und vorzüglich die Altertümer daselbst, und wenn auch die Figuren des Tempels zu Athen nur Bruchstücke sind, so ist alles daran doch so herrlich ausgearbeitet, daß es der Einbildungskraft sehr erleichtert wird, die Gestalten zu vollenden. Auch sah ich dort die berühmte Portlandvasse, herrliche Köpfe aus der Mythologie, sehr viel ägyptische Merkwürdigkeiten, den angeblichen Sarg Alexander des Großen u. s. w. Die Landhäuser um London sind sehr lieblich, wirklich kleine Feenschlösser. Wir waren kürzlich zum Dinner in Blackheath (ehemaligem Wohnort der jetzigen Königin) bei der Prinzessin von Gloucester. Die Gegend ist herrlich; wenn Prinz Karl hier sein wird, hoffe ich, sehen wir das berühmte Observatorium in Greenwich. Auch in Woolwich waren wir; die Lage ist äußerst schön, die Gebäude und die ganze militärische Einrichtung bewundernswürdig.

Wir sehen, in welcher froher Stimmung Baroness Lehen an ihre Lieben in Deutschland schreiben konnte und mit welcher Leichtigkeit sie sich in ihre verantwortungsvolle Stellung einzuleben wußte. Ihre dankbare Schülerin blieb aber mit ihrer deutschen Erzieherin auch dann noch in innigsten Beziehungen, als sie den Thron von England bestiegen hatte, ja sie hielt dieselbe noch manches Jahr in nächster Nähe fest. Welche einflußreiche Stellung die pflichtgetreue, kluge, taktvolle Dame eingenommen, läßt sich leicht schon daraus ersehen, daß sich Baron Stockmar mit ihr in brieflichen Verkehr setzte, als es galt, Prinz Albert, dem Verlobten der Königin, die Wege zu gebührender Anerkennung bei Hofe zu bereiten.

„Was aber des Prinzen Verhältnis zur Königin selbst anlangt,“ schrieb er dann im Dezember 1839, „so hoffe ich mit Zuversicht, daß sich beide innig lieben, vertrauen und achten lernen und dadurch sich gegenseitig glücklich machen werden. — Vollkommen recht gebe ich Ihnen, wenn Sie meinen, es sei das beste, ihn seinem richtigen Verstande, seinem gefunden Gefühle und seinem frommen Sinne ganz zu überlassen.“

Auch die spätere Rückkehr der Baroness in ihr deutsches Heimatland konnte jenes innige Band der Liebe und Gegenliebe, das Jahre beglückenden Zusammenseins um Erzieherin und Schülerin geschlungen, nicht zerreißen.

Königin Viktoria, die stets ein warmes Interesse für alle bewiesen, die zu ihr in ein persönliches Verhältnis treten durften, bewahrte ihrer geliebten Lehrerin ein inniges Andenken. Ein Bildnis konnte sie von derselben, die sich grundfänglich nicht malen ließ, nicht erlangen; nur die Photographie eines der treuen Augen, die ehemals mit dem warmen Blick der Liebe über ihr gewacht. Um so größer war die Freude, als sie bei ihrem kurzen Aufenthalt in Gotha mit dem Prinz-Gemahl (1845) Baroness Lehen, „die Freundin ihrer Jugendjahre“, wie sie dieselbe zu nennen pflegte, ganz unvermuthet wieder sah. Sie war von Bückeburg herbeigeeilt, die Königin auf deutschem Boden zu begrüßen.

Am 12. September 1870 aber mußte Königin Viktoria ihren Tagebüchern die Trauerkunde einverleiben, daß ihre teuerste beste Freundin, die alte Lehen, welche ihr von früh auf ihre ganze Sorgfalt mit außerordentlicher Selbstlosigkeit gewidmet, am 9. d. M. zu Bückeburg sanft und ruhig verschieden sei. „Nie gönnte sie sich auch nur einen einzigen freien Tag. Ich betete sie an, obwohl ich gewaltigen Respekt vor ihr hatte.“ Sie schien wirklich nur an mich zu denken“.

E. Einert.

\* Prinz Karl Emich, Sohn aus erster Ehe der Herzogin.

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes: „Masken-Goiletten“.

Fig. 1. Germania. Der aus weißem Kashmir hergestellte Anzug besteht aus Rock, Bluse und Mantel; ersterer ist am unteren Rande 250 Cent. weit und daselbst, sowie oberhalb desselben mit Silberborte und Stickerei von Silberfäden verziert. Die faltige, mit weiten Ärmeln ausgestattete Bluse saßt ein miederartiger Panzer zusammen; derselbe ist aus Tiz gefertigt, mit Schirting als Futter versehen, auf der Außenseite mit etwa 2 Cent. hohen, gleich breiten, aus dünnem gepreßten Zinkblech gefertigten Schuppen besetzt und längs des Außenumrisses mit Metallreife eingetaucht. An den Seiten wird der Panzer mit kleinen Schnallergürteln aus Leder geschlossen. Ein Schuppenkirtel aus gleichem Zinkblech und Leder hält den Hipsel des, aus einem 350 Cent. weiten, 150 Cent. hohen geraden Teil hergestellten Mantels fest; derselbe ist in der Mitte einer Längenseite für den Hals, auschnitt reversartig umgelegt, vorn zum Schließen mit einer Spange versehen, sowie am Außenumriss mit einer Vordrüse und dem preußischen Adler aus Silberreife verziert. Ein Helm aus mit Stahlfäden überzogener Pappe vervollständigt den Anzug.

Fig. 2. Bulgarische Bäuerin. Den Vorderbahnen des am oberen Rande gefalteten Rockes aus grünem Satin liegt eine breite Schürze aus bunt gestreiftem Wollstoff auf, welche mit dem Rock zugleich in der Weise der Abbildung hochgeschürzt wird. Die kurze Taille aus grünem Satin läßt lose weite Leinwandärmel sehen und ist mit Nereus ausgestattet, die mit Knöpfen verziert sind; der herzförmige Ausschnitt der Taille läßt das bunte getichte Hemd sichtbar werden. Ein buntes, um den Kopf geschlungenes Tuch vervollständigt den Anzug. In der einen Hand eine Spinne.

Fig. 3. Griechin. Der am unteren Rande 440 Cent. weite, vorn 112, hinten 164 Cent. lange Rock aus weißem Flanell ist mit einem 10 Cent. breiten Saum versehen und oberhalb desselben mit einer 15 Cent. breiten, auf Gaze ausgeführten Stickerei von Goldfäden verziert. Am oberen Rande ist der Rock der Taillenweite entsprechend vorn und an der Seite in flache, hinten in dicke Plisfalten geordnet und zwischen einen Gürt gefaßt. Das Replon aus gleichem Flanell ist aus zwei je oben 66, unten 128 Cent. breiten Teilen hergestellt, welche je von der unteren Ecke nach der Mitte hin bis auf 78 Cent. Länge ausgerundet und an den oberen Ecken mit 16 Cent. langen, 4 Cent. breiten, mit gleichbreiter Goldborte überdeckten Ärmeln verbunden sind. Am Außenumriss hat man das Replon mit einer 1/2 Cent. breiten, mit Goldfäden ausgeführten Stickerei ausgestattet. Dasselbe wird über einer tief ausgeschnittenen ärmellosen Unteraille aus Atlas getragen, in der vorderen und hinteren Mitte nach Abbildung in eine Falte gelegt und vorn unterhalb des Taillenabchlusses für einen überfallenden Bausch in Falten gereiht; die hintere Hälfte des Replons wird durch einen 4 Cent.

breiten Gürtel aus Goldbraut, der unterhalb des vorderen Teils geschlossen ist, zusammengehalten. Außerdem liegt dem Replon eine 275 Cent. lange, starke, an den Enden mit Quasten versehene Goldschnur auf, die vorn in einander geschlungen wird. An den Achseln des Replons sind lange, mit Goldfäden überpommene Restestifte befestigt. Haar- und Armbänder vervollständigen den Anzug.

Fig. 4. Kokotokostüm. Der kurze Rock aus rosa Satin ist mit einem 25 Cent. breiten, mit hochstehendem Köpfchen aufgesetzten Bolant begrenzt; das edig ausgechnittene, mit halblangen Ärmeln versehene Überkleid aus gemustertem Foulard hat man sehr häufig gerafft, in der Weise der Abbildung über einem Lak aus rotem Seidenstoff geschlossen und mit gefalteter Spitze, sowie mit Schlingen und Enden von schwarzem Sammetband garniert. Gleiches Sammetband mit Schleife umgeben den Hals und die Handgelenke. Gut aus schwarzem Sammet mit großen Wachsperlen und rosa abfärberten Federn ausgestattet; in der Hand ein bunter Fächer.

Bezugsquelle für ganze Maskenkostüme, sowie einzelne Teile derselben: Berch u. Fletchow, Charlottenburg bei Berlin, Leibnizstr. 3.

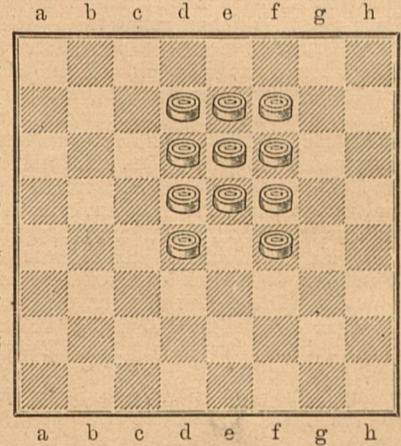
### Das Einsiedler Spiel.

Dieses Spiel, auf dessen Feinheiten bereits Leibnitz im Jahre 1716 aufmerksam gemacht hat, wird nicht von zwei oder mehreren Personen gegeneinander gespielt, es legt vielmehr nur Aufgaben vor, die unter bestimmten Bedingungen gelöst werden sollen. Schon seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts, der Zeit seines Erscheinens in Europa, hat es vereinzelt Lebenden ansprechende Unterhaltung gewährt. Diefem Umstande verdankt es seinen Namen. Die eigentliche Heimat des Spiels soll China sein.

Man kann es sehr bequem auf dem Schachbrett mit Damenspielsteinen spielen. Die Steine sind von derselben Farbe. Jeder Stein ist berechtigt, einen andern, der in gerader Richtung neben ihm steht, zu schlagen, wenn das Feld hinter diesem leer ist; jedoch nur einen Stein, nicht mehrere. Der schlagende springt auf das leere Feld, und der geschlagene wird vom Brett entfernt.

Die Aufgabe besteht darin, daß ein Stein auf ein bestimmtes Feld gelangen soll, nachdem alle übrigen bereits geschlagen worden sind. Zur Angabe der Züge werden wir uns in der Lösung der im Schachspiel üblichen Bezeichnung der Felder bedienen.

Von Paul Bischoff.  
Schwarz.



Ein Stein soll hier mit dem zehnten Zuge nach e 4 gelangen, nachdem alle übrigen geschlagen worden sind.

### Zahlen-Quadraträtsel.

17	3	8	1	2	6	9
11	8	3	11	3	9	4
5	15	14	8	11	10	4
15	3	8	9	6	14	7
6	10	12	6	9	13	6
1	14	7	6	9	4	3
2	7	13	6	16	6	8

Werden die eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so nennen die wahren Reihen: 1. einen Fisch, 2. eine Landschaft in Holland, 3. eine Krankheit, 4. einen Schmuckstein, 5. einen Frauennamen, 6. eine italienische Speise und 7. einen Zierstrauch. — Sind die Wörter richtig gefunden, so erscheint an den durch fetten Druck bezeichneten Stellen, welche ein auf der Spitze stehendes Quadrat bilden, der Name einer

bekanntem Sängerin der Gegenwart.

### Akrostichon.

Den.	Akt.	Ast.	Aube.
Alter.	Abin.	Ab.	Abel.
Arius.	Am.	Ele.	Efen.
Insul.	Loge.	Leander.	Lias.
Mur.	Oto.	Orben.	Reue.
	Rebus.	Ulm.	

Aus jedem der obigen 22 Wörter ist durch Verlegen eines Buchstaben ein neues Wort zu bilden und die neuen 22 Wörter sind so zu ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben eine bekannte Stelle aus Schillers „Don Carlos“ ergeben.

### Korrespondenz.

**Kosmetik und Gesundheitspflege.** Fr. W. G. Cocain ist der wirksame Bestandteil aus den Blättern des Cocastrauchs. Seine hohe Bedeutung in der Medizin hat es neuerdings dadurch erlangt, daß es bei Operationen des Auges und der Zähne die zu operierenden Teile vorübergehend gefühllos macht. Seine innere Verwendung als Erregungsmittel darf nur auf ärztliche Verordnung hin geschehen. Bei sehr empfindlichen Röhren ist ein cocainhaltiges Zahnpulver empfohlen worden, bestehend aus 0,2 Gramm Cocain, 16 Tropfen Menthol, 30 Gramm Milchzucker, 30 Gramm präparierte Kreide, 60 Gramm Kalzphosphat. Dieses Pulver zu bereiten sollte man dem Apotheker überlassen. — Der sogenannte Hair Restorer von Allen, ein angebliches Haarfarbmittel, ist, wie wir früher schon angegeben, stark bleichend und daher gesundheitschädlich bei der Anwendung. Die königl. Regierung hat Schleswig hat kürzlich noch öffentlich vor dem Gebrauche dieses Haarmittels gewarnt.

### Bur gefl. Beachtung.

Wir machen darauf aufmerksam, daß die Postanstalten und Buchhandlungen jederzeit Bestellungen auf den „Bazar“ annehmen und die bereits erschienenen Nummern gegen Nachzahlung von 10 Pf. nachliefern. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich M. 2.50.